

Zum Inhalt:

Die ersten Ergebnisse der empirischen Rezeptionsstudie zum Evangelischen Gesangbuch zeigen, dass es dem EG in seiner jetzigen Form kaum mehr gelingt, der jungen, mittleren und älteren Generation gerecht zu werden und den gewachsenen Bedarfen in Gemeinde und Gottesdienst passgenaues Liedmaterial zur Verfügung zu stellen. Brauchen wir also ein neues Evangelisches Gesangbuch? Auf diese Frage gibt die vorliegende empirische Studie eine deutliche Antwort aus Sicht der Nutzerinnen und Nutzer. Auch wenn sie das aktuelle Gesangbuch insgesamt schätzen, wünschen sie sich überwiegend eine Revision, die allerdings mit Augenmaß vollzogen werden sollte.

2-2016

Liturgie und Kultur



Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Brauchen wir ein neues
Evangelisches Gesangbuch?
Ergebnisse einer empirischen Studie

Brauchen wir ein neues Evangelisches Gesangbuch?



Deutscher Evangelischer
Kirchentag Berlin – Wittenberg
24. – 28. Mai 2017



Das Liederbuch „**FreiTöne**“ wurde anlässlich des Reformationssommers 2017 in einer Kooperation des Deutschen Evangelischen Kirchentages mit der Evangelischen Kirche in Deutschland erstellt.

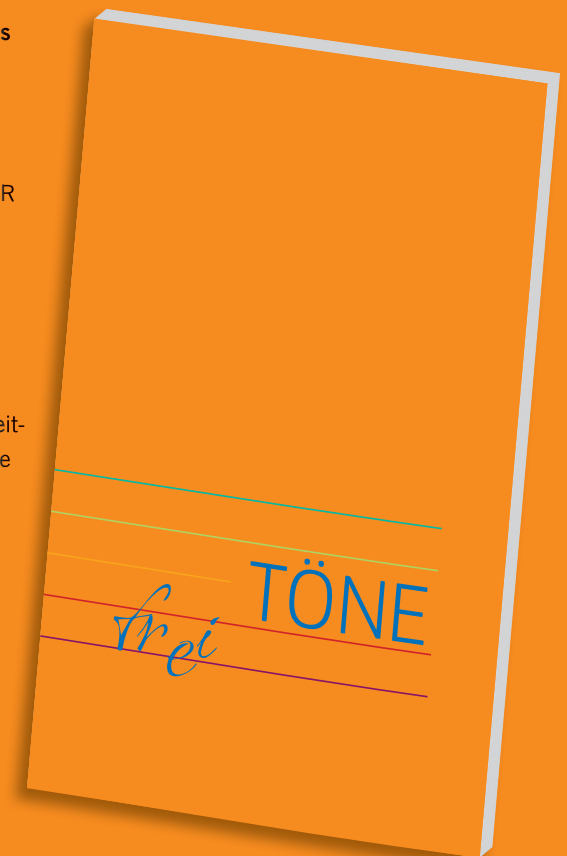
Es enthält viele Kirchentagsklassiker, bekannte Choräle und zahlreiche neue Lieder, die in einem Liedwettbewerb und einer Liederwerkstatt zum Jubiläumsjahr geschrieben wurden.

**Subskriptionspreis bis
31. Oktober 2016**

6,00 EUR pro Stück
(regulär 7,00 EUR),
ab 10 Stück 5,50 EUR

Bestellung auf
kirchentag.de/shop

Zusätzlich werden ab
Mitte Dezember Begleit-
hefte für Bläser, Chöre
und Klavier ebenfalls
über den Shop
erhältlich sein!



Liturgie und Kultur

LLK

Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Brauchen wir ein neues
Evangelisches Gesangbuch?
Ergebnisse einer empirischen Studie

LITURGIE UND KULTUR

7. Jahrgang 2-2016
ISSN 2190-1600

Herausgegeben von:

KRISTIAN FECHTNER
STEPHAN GOLDSCHMIDT
THOMAS KLIE
MICHAEL MEYER-BLANCK
KLAUS RASCHZOK
MARCELL SASS
HELMUT SCHWIER
ULRIKE WAGNER-RAU

Redakteur dieses Heftes:

STEPHAN GOLDSCHMIDT

Satz:

LINDEN-DRUCK
VERLAGSGESELLSCHAFT MBH

Namentlich ausgewiesene Beiträge werden von den Autoren verantwortet und geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

Editorial	4
MICHAEL MEYER-BLANCK & STEPHAN GOLDSCHMIDT	

THEMA

Das Evangelische Gesangbuch	6
Nutzungsgewohnheiten und Einschätzungen. Ergebnisse einer empirischen Studie zum Evangelischen Gesangbuch YVONNE JAECKEL & GERT PICKEL	
Ein Kommentar zur empirischen Studie zum Evangelischen Gesangbuch aus praktisch-theologischer Sicht	33
JULIA KOLL	
Neue Lieder in altem Gewand	37
Eine kirchenmusikalische Bilanz zur EG-Rezeptionsstudie STEPHAN A. REINKE	
Das Gesangbuch und der Gottesdienst der Zukunft	48
ILSABE ALPERMANN	
Ist die Zeit reif?	53
Brauchen wir ein neues Evangelisches Gesangbuch? STEPHAN GOLDSCHMIDT	

LITERATUR

Luigi Bettazzi: Das zweite Vatikanum	64
MICHAEL MEYER-BLANCK	
Martin Nicol: Gottesklang und Fingersatz. Beethovens Klaviersonaten als religiöses Erlebnis	64
MICHAEL MEYER-BLANCK	
Julia Koll: Kirchenmusik als sozioreligiöse Praxis. Studien zu Religion, Musik und Gruppe am Beispiel des Posaunenchores (Arbeiten zur Praktischen Theologie 63)	66
GUNTER KENNEL	
Susanne Keuchel / Thomas Renz (Hg.): Report Kirche und Musik. Eine empirische Analyse von kirchenmusikalisch Tätigen in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers	68
GUNTER KENNEL	

Wolfgang Hochstein / Christoph Krummacher: Geschichte der Kirchenmusik in 4 Bänden (Enzyklopädie der Kirchenmusik 1,1–1,4)	70
KLAUS DANZEGLOCKE	
Johannes Brantl/Hans-Georg Gradl/Mirijam Schaeidt/ Werner Schüßler: Das Gebet, „die Intimität der Transzendenz“	71
MICHAEL MEYER-BLANCK	
Jürgen Bärsch: Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes	73
REIMUND HAAS	
Alfred Ehrensperger: Der Gottesdienst im Appenzellerland und Sarganserland- Werdenberg vor, während und nach der Reformation bis ca. 1700, 4. Bd. Geschichte des Gottesdienstes in den evangelisch reformierten Kirchen der Deutschschweiz	74
RALPH KUNZ	
Kristian Fechtner: Diskretes Christentum – Religion und Scham.....	75
RALPH KUNZ	
Michael Jonas: Mikroliturgie. Liturgische Kleinformeln im frühen Christentum. Studien und Texte zu Antike und Christentum 98	77
HARALD SCHROETER-WITTKE	
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	79

LITURGIE UND KULTUR wird kostenlos abgegeben. Es wird jedoch um eine Beteiligung an den Druckkosten in Höhe von 12,00 €/Jahr (bzw. 4,50 €/Heft) gebeten:

Ev. Bank eG
BLZ: 520 604 10
Konto Nr.: 660 000
IBAN: DE05 5206 0410 0000
6600 00
BIC: GENODEF1EK1
Verwendungszweck:
AO 6201010202 LuK

Korrespondenz, Manuskripte und Rezensionsexemplare, deren Publikation bzw. Besprechung vorbehalten bleibt, bitte an:

Geschäftsstelle der
Liturgischen Konferenz (LK)
c/o Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover
Tel. 0511 2796-214
E-Mail: lk@ekd.de
www.liturgische-konferenz.de

Editorial

Brauchen wir ein neues Evangelisches Gesangbuch? Darüber wird innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland schon seit einigen Jahren lebhaft diskutiert. In der renommierten Zeitschrift „Musik und Kirche“ wurde die Frage mehrfach anerkannten Fachleuten gestellt und von den meisten von ihnen mit einem vorsichtigen bis deutlichen Ja beantwortet. Es gibt aber auch andere Stimmen, die vehement gegen eine zeitnahe Revision des EG plädieren. Nun liegen mit der hier vorgestellten Rezeptionsstudie zum EG erstmals empirische Daten vor, die zeigen, dass sich die Nutzer trotz einer insgesamt hohen Zufriedenheit mit dem aktuellen Gesangbuch mehrheitlich eine moderate Überarbeitung wünschen.

Erste Ergebnisse der Studie, die die Liturgische Konferenz in Zusammenarbeit mit der Abteilung Kirchen- und Religionssoziologie der Leipziger Universität gerade erarbeitet, werden hier nach der Auswertung des quantitativen Teils als Zwischenergebnis vorgestellt. Gegenwärtig werden auf diesen Ergebnissen aufbauend qualitative Daten erhoben, die die Studie abrunden sollen und die voraussichtlich im Jahre 2018 der Öffentlichkeit in einer weiteren Publikation zur Kenntnis gegeben werden.

In der vorliegenden Ausgabe der Zeitschrift „Liturgie und Kultur“ stellen Gert Pickel und Yvonne Jaeckel die Einschätzungen der Nutzergruppen (Gemeinde, Pfarrerschaft, Kirchenmusikerschaft und Prädikant/innen) gegenüber dem EG dar. Es zeigt sich auf der einen Seite, dass die Zufriedenheit mit dem aktuellen EG hoch ist. Auf der anderen Seite wird der Veränderungsbedarf sowohl von der Gemeinde als auch von den „Profis“ hoch bis sehr hoch eingeschätzt. Gert Pickel und Yvonne Jaeckel fassen dieses Antwortverhalten der Nutzer als Wunsch nach einer „Modifikation mit Augenmaß“ zusammen, die von einer deutlichen Mehrheit präferiert wird, die so den Anspruch erhebt, die „Tradition in die Zukunft fortzuschreiben“.

Anschließend kommentieren Julia Koll und Stephan A. Reinke die Ergebnisse der Studie aus praktisch-theologischer und aus kirchenmusikalischer Sicht. Julia Koll ordnet die Nutzersicht in das Spannungsfeld von Tradition und Moderne ein. Sie tut dies exemplarisch unter den Fragestellungen, ob es dem EG in seiner jetzigen Form gelingt, der jungen, mittleren und älteren Generation gerecht zu werden, ob sich der theologische Wandel (z.B. in Bezug auf eine angemessene theologische Begrifflichkeit in den Abendmahls- und Passionsliedern) hinreichend abbildet sowie unter einer professionellen-pastoralen Perspektive. Stephan A. Reinke diskutiert die Ergebnisse der Studie unter den Fragestellungen der Konzeption, des Liedbestandes und der medialen Formate. Er schließt mit dem Fazit, dass ein neues EG ähnlich aussehen sollte wie das alte, allerdings mit einem deutlich größeren Bestand an aktuellen Liedern und mit einer Öffnung für neue Medien.

Ilse Alpermann fügt mit ihrem Beitrag über das Gesangbuch und den Gottesdienst der Zukunft einen weiteren Aspekt hinzu. Sie sieht im EG das „gottesdienstliche Rollenbuch der Gemeinde“, das aufgrund eines gewachsenen Bedarfs an neuen Gottesdienstformaten mit der Zeit gehen und deshalb verändert werden muss.

Stephan Goldschmidt wirft zunächst einen wertschätzenden Blick auf das aktuelle EG, das er als Bestseller beschreibt und das sich zumindest bei einigen Nutzergruppen in

seiner Konzeption als Gesang- und Hausbuch bewährt hat. Anschließend stellt er die Frage nach der Dringlichkeit einer Revision vor dem Hintergrund der „liturgiepolitischen Großwetterlage“, insbesondere der Perikopenrevision, dem neuen Wochenliedplan und der neuen Lutherbibel. Am Ende fasst er die Nutzerperspektive zusammen und bietet einen thesenartigen Ausblick auf die Inhalte und die Gestaltung eines revidierten EG.

Die aktuelle Ausgabe wird in bewährter Weise ergänzt durch zahlreiche Rezensionen, die über die aktuellen praktisch-theologischen Veröffentlichungen informieren.

MICHAEL MEYER-BLANCK
STEPHAN GOLDSCHMIDT

Das Evangelische Gesangbuch.

Nutzungsgewohnheiten und Einschätzungen. Ergebnisse einer empirischen Studie zum Evangelischen Gesangbuch.

YVONNE JAECKEL & GERT PICKEL

1. Einleitung – das evangelische Gesangbuch

Bei allen für die dauerhafte Nutzung vorgesehenen Büchern kommt periodisch die Frage auf, ob sie noch auf dem neusten Stand seien, noch den Anforderungen entsprechen, die an sie gestellt werden und ob beziehungsweise wie sie genutzt werden. Dies trifft auch für das Evangelische Gesangbuch (im Folgenden „EG“) zu. Zugleich ist das EG mehr als ein alltägliches Buch. Es begleitet Christen seit einigen Jahrhunderten und dokumentiert somit verschiedene Glaubenszeugnisse unterschiedlicher Zeiten und bildet damit eine besondere Quelle protestantischer Tradition. Völker nennt für das EG die „Hauptfunktionen der Information und der Erinnerung und der Anleitung zum Singen als Ein- und Ausüben des Glaubens“ (Völker 2008: 561)¹. Sich zu erinnern bedarf den Rückgriff auf Liedgut anderer Zeiten. Daraus resultiert eine starke Traditionsverbundenheit, die das EG auszeichnet. Zugleich unterliegt das EG aber dem Anspruch, auch den Glauben der heutigen Kirchengemeinschaft zu repräsentieren (vgl. Völker 2008: 562)². Auch diese Anpassung an die Umwelt impliziert in gewisser Hinsicht eine Fortführung der Traditionslinie. Dieser Aufgabe der Alltags- und Gegenwartsangemessenheit bei gleichzeitiger Traditionsweiterführung und Identitätsstiftung kann nur begegnet werden, indem das EG bei dessen Nutzern Akzeptanz findet und sie diese Aspekte zumindest in gewissem Ausmaß teilen.

Doch ist dies so? Sehen die Nutzer das EG als das, was wir gerade beschrieben haben? Diese Fragen kann man nur durch einen Blick auf die Nutzergruppen beantworten. Es gilt sich Kenntnis über den derzeitigen Gebrauch und die Haltungen gegenüber dem EG zu verschaffen. Dabei kommen zwei verschiedene Perspektiven zum Tragen: Zum einen gilt es, die Sicht der Gemeindemitglieder zu erfassen. Hier stellen sich zunächst die Fragen, wie oft und in welchen Alltagssituationen die Gemeindemitglieder das EG überhaupt benutzen, aber auch welche Teile des EG verwendet werden und wie sie das EG in seiner Nutzungstauglichkeit beurteilen. Zum anderen soll die professionelle Sicht auf das EG betrachtet werden, nämlich die Perspektive derer, die alltäglich mit dem EG arbeiten. Dies umfasst die Gruppen der Pfarrer, Kirchenmusiker und Prädikanten. Sie haben ständig im Gottesdienst und zu anderen Zeiten mit dem EG zu tun.

1 Völker, Alexander: Art. Gesangbuch, in: TRE 12 (2008), S. 561.

2 Vgl. Völker, Alexander: Art. Gesangbuch, in: TRE 12 (2008), S. 562.

Möglicherweise findet man ja bei ihnen unterschiedliche Wahrnehmungen als sie bei den Gemeindegliedern bestehen. Aber vielleicht bestehen hier auch Kontraste, was die Wünsche und Anforderungen an das EG angeht.

Um diese verschiedenen Perspektiven zu ermitteln, wurde durch die Abteilung Kirchen- und Religionssoziologie der Universität Leipzig im Auftrag der Liturgischen Konferenz eine Umfrage durchgeführt. In ihr wurden als „Professionelle“ 1697 Pfarrer, Kirchenmusiker und Prädikanten hinsichtlich ihrer Nutzung und Haltungen gegenüber dem EG mit weitgehend standardisierten Fragebögen befragt. Begleitend wurden 1467 Gemeindeglieder mit einem vergleichbaren, aber für die spezifische Zielgruppe leicht variierten Fragebogen befragt. Ziel war es, durch die möglichst repräsentative Abbildung der verschiedenen Landeskirchen und die vorgestellte Teilung zwischen Gemeindegliedern und „Professionellen“ Vergleichsmöglichkeiten zwischen unterschiedlichen Nutzergruppen herauszuarbeiten, aber gleichzeitig zu verhindern, dass eine bestimmte Perspektive die Oberhand für die Interpretation der Veränderungsnotwendigkeit des EG gewinnt. Speziell vor dem Hintergrund der Anforderungen, die sich aus der Modifikation der Perikopenordnung ergeben, stellt sich auch die Frage nach der Reformnotwendigkeit des EG. Die zentrale Fragestellung des vorliegenden Beitrages lautet also: *Wie nutzen Gemeindeglieder und Professionelle das derzeitige EG, wie beurteilen sie seine Alltagsauglichkeit und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für eine mögliche Reform des EG?*

Im folgenden Beitrag soll die Studie in ihrer Konzeption und hinsichtlich ihrer zentralen Ergebnisse vorgestellt werden. Dies umfasst die Beschreibung der Stichprobe und deren Zusammensetzung sowie den Blick auf Gebrauch und Nutzungsgewohnheiten des EG durch die verschiedenen Befragten Gruppen. In einem anschließenden Kapitel rekapitulieren wir die Haltungen der Gemeindeglieder sowie der Professionellen zum EG. Dies mündet in die Frage, ob es Veränderungswünsche am derzeitigen EG gibt und worauf sich diese Wünsche beziehen. Die hier vorgestellten Darstellungen stehen in einem Zusammenhang mit weiteren Artikeln in diesem Heft. Diese beruhen in ihrer Grundlage auf den Daten aus der in diesem Beitrag eingeführten Studie.

2. Stichprobe und Überblick über die Studie

Als kurze Wegbeschreibung für das weitere Vorgehen und zum allgemeinen Verständnis dieser Studie soll an dieser Stelle innegehalten und ein Blick auf die der Studie zugrundegelegte Methodik geworfen werden. Das Ziel *quantitativer empirischer Sozialforschung* ist es, ein möglichst breites Publikum zu erreichen und auf diese Weise verschiedene Perspektiven auf einen Untersuchungsgegenstand zu erfassen und zu Wort kommen zu lassen. Während der Vorteil qualitativer Sozialforschung in der Differenzierung und Vertiefung von Problemen und Sachverhalten besteht, dabei aber nur exemplarische Fälle betrachtet werden, liegt der Gewinn quantitativer Befragungen darin, theoretische Annahmen zu prüfen und, soweit es möglich ist, allgemeingültigere Aussagen herzustellen. Fluchtpunkt standardisierter Befragungen ist es, repräsentative Abbildungen der untersuchten Zielgruppe zu erreichen. Um dieses wie auch die Vergleichbarkeit zwischen Gruppen herstellen zu können, ist eine Kategori-

sierung notwendig. Diese drückt sich in der Komprimierung zu Zahlen aus. Entscheidend ist, dass in diesen Zahlen die Informationen der Befragung angelagert werden. Sie ermöglichen überhaupt erst Vergleichbarkeit. Die ermittelten Zahlen sind immer interpretationsbedürftig. Für die Interpretation ist Plausibilität nicht die schlechteste Richtlinie. Der Vorzug standardisierter Befragungen gegenüber qualitativer Zugänge liegt darin, dass eine möglichst große Breite an Befragten zu Wort kommt und durch Gruppenvergleiche eine Verankerung der Aussagen in der Gesamtgruppe möglich ist, welche qualitative Zugänge aufgrund ihrer bewussten wie auch notwendigen Selektivität der Fallauswahl nicht erreichen können – und wissenschaftstheoretisch auch nicht erreichen wollen.³ Ziel sind also systematische und vergleichende Aussagen über Gruppen der Gesellschaft.

Die erwünschte methodische Differenzierung mit Gruppenvergleichen führt zu einer Zweiteilung der vorliegenden Studie zum EG. Der Hauptteil besteht in einer *deutschlandweiten quantitativen Befragung verschiedener Nutzergruppen des EG*. Für die Gemeindestichprobe wurden maßgeblich Kerngemeindemitglieder in den Blick genommen, die über ein Nutzungsverhalten im Hinblick auf das EG verfügen. Ihr gegenüber oder zur Seite steht die bereits vorgestellte Gruppe der Professionellen, die sich aus kirchlich Hauptamtlichen zusammensetzt. Es wurde angestrebt, alle Landeskirchen an der Studie zum EG zu beteiligen. Entsprechend wurden die Landeskirchen gesondert angeschrieben, mit der Bitte, die Fragebögen an Hauptamtliche und Kerngemeindemitglieder zu verteilen. Gleichzeitig erfolgte eine Information der Kirchenmusikdirektoren der einzelnen Landeskirchen, um auch die Berufsgruppe der Kirchenmusiker in angemessener Weise zu erreichen. Parallel wurde die Möglichkeit bereitgestellt, den Fragebogen auf der Internetseite der Liturgischen Konferenz abzurufen und auszufüllen. Die anvisierte Stichprobengröße von 3000 Befragten konnte durch die verschiedenen Informationskanäle sogar leicht übertroffen werden, so dass letztlich 3164 Befragte in die statistische Auswertung eingehen. Ein zweiter, qualitativer Teil der Studie befindet sich derzeit in der Durchführung und umfasst Gruppendiskussionen zum einen mit sich in Ausbildung befindenden Kirchenmusikern/-innen und Vikaren/-innen und zum anderen mit Konfirmanden. Die Gruppendiskussionen mit einer jüngeren Generation trägt vor allem dem Gedanken Rechnung, dass im Falle einer Revision des EG auch die Nachhaltigkeit im Hinblick auf die folgende Generation gewährleistet würde.

Für die Hauptbefragung wurden *zwei Fragebögen*, einer für die Gemeindemitglieder und einer für die Professionellen, erstellt. Dies war notwendig, um unter den Gemeindemitgliedern die Nähe zur Kirche und damit zum Gesangbuch ermitteln zu können. Für Konfessionslose oder Kirchenferne wäre der Fragebogen inhaltlich nur schwer zu beantworten gewesen, weil zumindest gewisse Kenntnisse des EG für die Beantwortung der Fragen vorausgesetzt wurden. Diese für eine Beurteilung notwendigen Grundkenntnisse liegen bei Konfessionslosen oder Kirchenfernen in der Regel nicht vor. In den meisten Befragungsteilen gleichen sich die Fragebögen der Gemeindemit-

3 Pickel, Gert / Sammet, Kornelia: Einführung in die Methoden der sozialwissenschaftlichen Religionsforschung, Wiesbaden: Springer VS 2014.

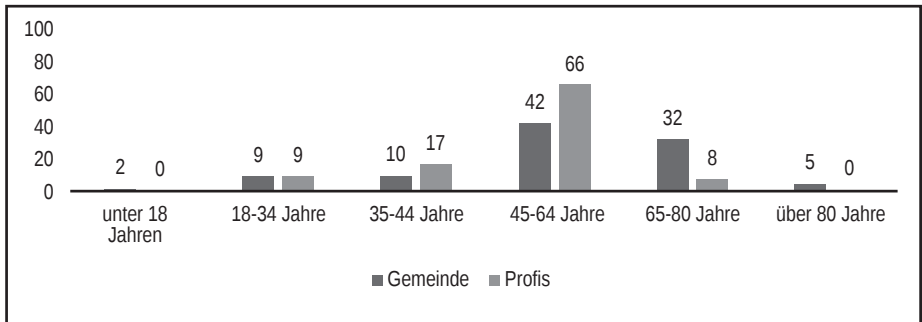
glieder und Professionellen. Beide Gruppen wurden danach befragt, an welchen *Orten* und *wie häufig* das EG genutzt wird. Ebenso wurde erhoben, welche Teile des Gesangbuches primär benutzt und als *wie wichtig* diese *einzelnen Teile* durch die Nutzer eingeschätzt werden. Zusätzlich enthält der Fragebogen Fragen nach der Verwendung alternativer Liederbücher.

Ein zweiter Teil der Fragebögen bezog sich explizit auf das vorhandene *Liedgut* und dessen Einschätzung aus Sicht der Nutzer. Hierbei gab es zunächst eine Frage nach dem *Kenntnisstand von EG-Liedern*, aber auch der *Umfang des derzeitigen Liedguts* sollte von den Befragten eingeschätzt werden. Darüber hinaus hatten die Befragten die Möglichkeit, Lieder zu nennen, die sie im jetzigen Gesangbuch besonders gern mögen, die sie vermissen oder die ihnen Unbehagen bereiten. Gleichsam gab es auch Fragen zum Verhältnis von traditionellem und modernem Liedgut. Ein dritter thematischer Teil der Fragebögen erfasste maßgeblich *Einstellungen zum EG*, wie beispielsweise die persönliche Bedeutung des Buches oder die Einschätzung der Textgestalt der Lieder. Abschließend gab es einen Fragenbereich zur *Alltagspraxis*, in welchem zum Beispiel das Design des EG oder die Notwendigkeit von Begleitmaterialien eingeschätzt werden sollten. Im Gemeindefragebogen folgte dann ein Bereich zur *Religiosität* sowie zur kirchlichen Anbindung der Befragten. Soziodemographische Angaben schlossen beide Fragebögen ab.

Die *Stichproben* lassen sich wie folgt beschreiben: Sowohl die Gemeinde- als auch die Professionellen-Stichprobe sind mehrheitlich lutherisch geprägt. Es entfallen 64 % der Gemeindemitglieder und 60 % der Professionellen in die lutherische Prägung, 26 % der befragten Gemeindemitglieder und 33 % der Professionellen sind uniert, weitere 10 % der Gemeindestichprobe und 7 % der Professionellen gehören reformierter Prägung an. Damit sind alle konfessionellen Prägungen des Protestantismus erfasst und es gab aus allen Landeskirchen Rückmeldungen von Gemeindemitgliedern und Professionellen.

In regionaler Hinsicht sind beide Stichproben breit verteilt. So wohnen 36 % der befragten Gemeindemitglieder auf dem Land, weitere 19 % in Kleinstädten, 18 % in mittleren Städten und 27 % in Großstädten. Bei den Professionellen ist die Verteilung ähnlich: 34 % wohnen auf dem Land, 22 % in Kleinstädten, 21 % in mittleren Städten und 23 % in Großstädten. Unterschiedliche Rahmenbedingungen hinsichtlich der Gemeindegarbeit in der Stadt und auf dem Land fließen demnach in die Antworten der Befragten mit ein. Die Stichprobengröße ist dabei hinreichend, um die verschiedenen Gruppen gut untereinander vergleichen zu können.

Weniger gleichmäßig fällt die Verteilung der Stichproben im Hinblick auf die Altersgruppen aus (vgl. Abb. 1). Hier bildet sich ein gewisser Schwerpunkt: In beiden Befragungsgruppen bilden die 45–64-Jährigen den größten Anteil, unter den Professionellen stellen sie 66 % der Befragten, bei den Gemeindemitgliedern sind es 42 % der Studienteilnehmer. Bei der Gemeindestichprobe kommt zudem ein Anteil von 32 % der Gruppe der 65–80-Jährigen hinzu. Mitglieder jüngerer Altersgruppen sind dagegen seltener in den Stichproben vertreten. Für diese Verteilung sind zwei Gründe denkbar. Zum einen spiegelt die Stichprobe die allgemeine demographische Entwicklung wider, wobei sich die Überalterung der Gesellschaft in der Überalterung der Kirche und ihrer Mitglieder zeigt.

Abb. 1: Verteilung der Altersgruppen in den Stichproben

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis „Datensatz Rezeptionsstudie EG“, Gemeinde und Professionelle, nach Altersgruppen, in Prozent.

Zum anderen sei daran erinnert, dass in der Gemeindestichprobe vor allem Kerngemeindemitglieder anvisiert wurden, bei welchen von einer Kenntnis des Gesangbuches und der darin enthaltenen Lieder ausgegangen werden kann. Diese Kenntnisgrundlage unterliegt aber bereits einem Alterseffekt, wie sich mit einem Blick auf die Daten der KMU V und den dort repräsentativ befragten Protestanten zeigen lässt (vgl. Tab.1). Während in den ältesten Altersgruppen über 70 % der Aussage zustimmen, sie würden viele Kirchenlieder kennen, so sind es bei den unter-18-Jährigen nur noch 38,4 %. Die Kenntnis von Kirchenliedern ist dabei nur eines der Kennzeichen eines Traditionsabbruchs in jüngeren Generationen und korrespondiert auch mit anderen erfassbaren Bereichen von Religiosität, wie beispielsweise der nachlassenden religiösen Praxis.⁴ Selbst wenn man annimmt, dass die jetzt noch jungen Mitglieder in ihrer Biographie noch mehr Kirchenlieder erlernen können, scheint dies gegenüber dem doch sichtbaren Generationeneffekt eher eine nachrangige Entwicklung zu sein. Speziell unter dem Aspekt, dass das Erlernen von Liedern zumeist in der jugendlichen Sozialisation stattfindet.

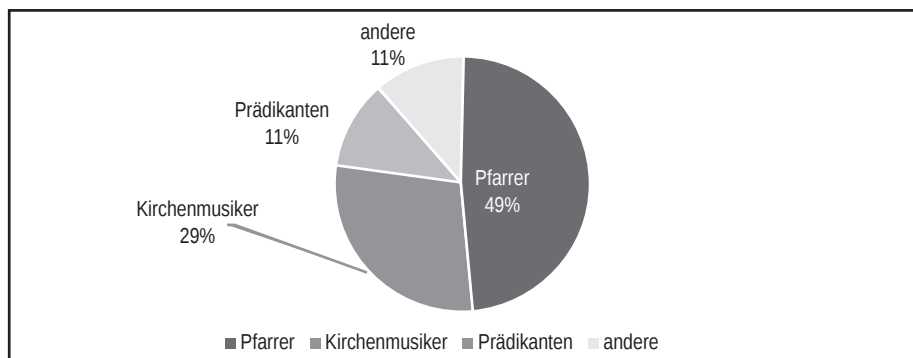
4 Pickel, Gert (2015): Jugendliche und Religion im Spannungsfeld zwischen religiöser und säkularer Option, in: Bedford-Strohm, H. (Hrsg.): *Vernetzte Vielfalt: Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung; die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 142-160.

Tab. 1: Kenntnis von Kirchenliedern unter Protestanten – KMU V

	unter 18 Jahren	18-34 Jahre	35-44 Jahre	45-64 Jahre	65-80 Jahre	über 80 Jahre
"Ich kenne viele Kirchenlieder" Zustimmung	38,4	43,3	52,3	54,7	75,8	70,9

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis „Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung V“, stimme eher zu + stimme sehr zu, Aussage „Ich kenne viele Kirchenlieder“, nur Protestanten nach Altersgruppen, in Prozent.

Neben der altersgemäßen Abbildung, zeigt sich auch in den Antworten zum Bereich Religiosität, dass es sich bei der Gemeindestichprobe vorwiegend um Kerngemeindemitglieder handelt. Auf die Frage, ob und in welcher Weise man sich am kirchlichen Leben beteilige, antworteten 98,3 % der Befragten Gemeindemitglieder, dass sie sich grundlegend am Gemeindeleben beteiligen, entweder gottesdienstliche Aufgaben wie Lektorenamt oder Mitarbeit im Kindergottesdienst übernehmen, oder aber in Musikgruppen oder im Kirchenvorstand teilnehmen bzw. sich eher im sozialen Bereich wie Seelsorge engagieren. Damit liegt eine Stichprobe vor, die hochaktiv am Gemeindeleben beteiligt ist. Hinsichtlich der Frage, als wie religiös man sich auf einer Skala von 1-7 persönlich einschätze, antworteten 79,3 % mit einem Wert über 4, das heißt die deutliche Mehrheit der befragten Gemeindemitglieder schätzt sich damit als religiös bzw. tief religiös ein. Die Stichprobe der Professionellen lässt sich in die Berufsgruppen Pfarrer, Kirchenmusiker und Prädikanten unterteilen (Vgl. Abb. 2).

Abb. 2: Verteilung der Berufsgruppen in der Professionellen-Stichprobe

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis „Datensatz Rezeptionsstudie EG“ Professionelle, Angaben in Prozent.

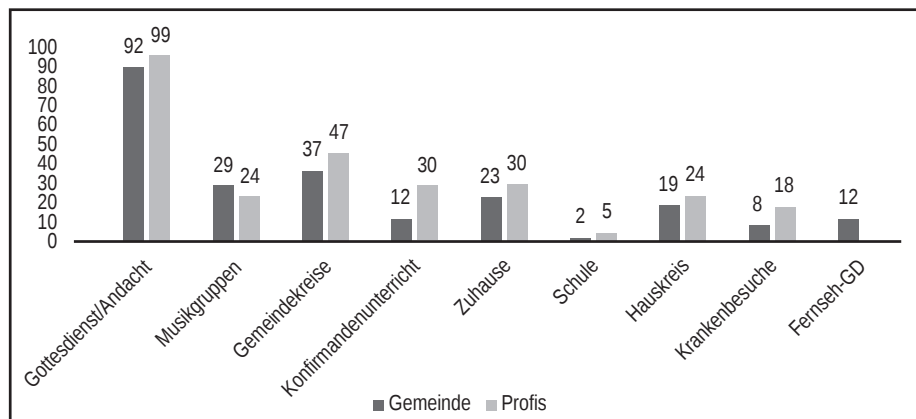
Die Pfarrer stellen den größten Anteil mit 49 % der Befragten. Die Kirchenmusiker sind zu 29 % in der Stichprobe enthalten, wobei von ihnen etwas mehr als die Hälfte hauptamtlich angestellt ist. Prädikanten stellen weitere 11 % der professionellen Befragten und ebenso 11 % entfallen auf die Kategorie ‚andere‘. Unter ‚andere‘ entfallen all diejenigen, die haupt- oder nebenamtlich kirchlich beschäftigt sind, aber den drei

zuvor genannten Berufsgruppen nicht zuzuteilen waren. Maßgeblich sind dies Vikare/-innen, Gemeinde- oder Religionspädagogen, Verwaltungsmitarbeiter oder ehemals hauptamtlich Beschäftigte im Ruhestand. Der Einfachheit halber werden in folgenden Abbildungen nur die Gruppen der Pfarrer, Kirchenmusiker und Prädikanten in den Ergebnissen vorgestellt. So handelt es sich dann um perspektivisch homogene Gruppen, die systematisch miteinander verglichen werden können.

3. Nutzung und Gebrauch des EG

Im Blick auf die Ergebnisse lohnt es sich, zunächst das *Nutzungsverhalten* und den spezifischen Gebrauch einzelner Teile des Gesangbuches näher zu betrachten (vgl. Abb. 3). Wenig überraschend wird das EG in umfangreicher Form im Gottesdienst verwendet. Da dies den Hauptzweck des EG darstellt, fallen hier Zweck und Nutzen in gewünschter Weise zusammen. An zweiter und dritter Stelle steht die Nutzung in den Gemeindegemeinschaften und Musikgruppen. Ansonsten ist die Nutzungsfrequenz des EGs übersichtlich. Zwar kommt es gelegentlich noch an anderen Orten zum Einsatz, aber die räumliche Zentrierung auf diese drei „Gelegenheitsstrukturen“ ist doch aus den Ergebnissen der Studie klar ersichtlich. Für die Gemeindeglieder scheint das Gesangbuch weniger ein Hausbuch für den Einzelnutzer und Familien darzustellen, als vielmehr ein Gebrauchsgut bei kollektiven Gelegenheiten. Es sorgt dann für eine Abstimmung zwischen den Beteiligten und entwickelt vermutlich eine gewisse Funktion als *Identitätsanker*. So kann man sich eben darauf verlassen, dass diejenigen, mit denen man gemeinsam singen möchte, auch auf die gleiche Grundlage zurückgreifen. Die *Professionellen* zeigen eine etwas breitere Nutzung des ‚Arbeitsmittels‘ Gesangbuch. So verwenden es 30 % der Professionellen im Konfirmandenunterricht, ebenfalls 30 % darüber hinaus auch Zuhause. Des Öfteren wird, wenn es thematisch um die häusliche Verwendung des Gesangbuches geht, von einer „Auswanderung aus Familie und Haus“ gesprochen.⁵ Die Zahlen scheinen dies in gewisser Weise zu bestätigen, geben doch nur 23 % der Gemeindeglieder an, das EG häufig auch Zuhause zu nutzen. Bedenkt man, dass es sich bei den Befragten bereits um kirchennahe Gläubige handelt, dürfte ein gesamtgesellschaftlicher Gebrauch Zuhause noch einmal deutlich niedriger liegen als es sich bereits hier zeigt. Interessant ist auch, dass das EG in der Schule beinahe keinerlei Verwendung findet. Gerade einmal 5 % der Professionellen geben an, dass sie das EG dort häufig nutzen. Damit hat es den Einzug in diesen wichtigen sozialisatorischen Bereich nicht geschafft. Diese Kombination aus mäßiger Nutzung im Elternhaus und mäßiger Nutzung in der Schule untergräbt für die Nicht-Kernmitglieder die Anschlussfähigkeit und beraubt somit langfristig das EG auch dessen bisher noch zu beobachtenden Wirkung als Identitätsanker.

⁵ Völker, Alexander: Art. Gesangbuch, in: TRE 12 (2008), S. 562.

Abb. 3: Nutzungsorte des Evangelischen Gesangbuches unter Gemeindemitgliedern und Professionellen

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes „Rezeptionsstudie EG“ Gemeinde und Professionelle, Frage: „Wo nutzen Sie das EG und wie oft?“, Nutzung ‚häufig‘, Angaben in Prozent.

In der Stichprobe der Professionellen liegen bereits drei Berufsgruppen zur Differenzierung der Ergebnisse und für Vergleiche vor. Gleiches gilt nicht für die Gemeindemitgliederstichprobe. Doch auch hier ist von unterschiedlichen Nutzergruppen auszugehen. Vor dem Hintergrund möglicherweise divergierender Einschätzungen und Interessenlagen lohnt es sich folglich in der Gemeindestichprobe eine *Nutzergruppenanalyse* durchzuführen. Sie kann unterschiedliche Wahrnehmungen und auch Sozialmilieus abbilden. Verschiedene Variablen fließen in die Analyse ein: die Freude am Singen, die Häufigkeit verschiedener Nutzungsorte, der Bekanntheitsgrad des Liedgutes, die kirchliche Beteiligung, die Eigeneinschätzung der persönlichen Frömmigkeit, Spiritualität und Religiosität, der Wohnort und Präferenzen verschiedener Musikstile. Die kirchliche Beteiligung ist kein trennscharfes Unterscheidungsmerkmal, da alle drei Gruppen kirchlich angebunden und aktiv sind. In diesem Sinn ist die Gesamtstichprobe nach wie vor sehr homogen. Anhand der anderen in die Analyse einbezogenen Merkmale ergeben sich drei voneinander unterscheidbare Gruppierungen. Sie machen jeweils etwa ein Drittel der Befragten aus (vgl. Tab. 2). Die ‚Gelegenheitsnutzer vom Land‘ erhalten ihre Benennung zum einen dadurch, dass sie das Gesangbuch nur an eher naheliegenden Orten nutzen, nämlich im Gottesdienst und für 15-20 % dieser Gruppe in Musikgruppen oder Gemeindekreisen. Zum anderen ist auffällig, dass 66 % der ‚Gelegenheitsnutzer‘ auf dem Land wohnen. Das Durchschnittsalter dieser Gruppe beträgt 53 Jahre, was zugleich bedeutet, dass es sich um die jüngste Gruppe der Befragten handelt. Insgesamt schätzen sich die Gelegenheitsnutzer weniger spirituell, weniger fromm und weniger religiös ein. Vergleichsweise nur 67 % der Gelegenheitsnutzer singen ‚sehr gern‘, was sich auch im niedrigeren Bekanntheitsgrad des Liedgutes widerspiegelt. Die musikalischen Präferenzen dieser Gruppe sind hingegen breit aufgestellt und reichen von klassischer Musik, über Gospel bis hin zu Pop und Rock.

Tab. 2: Nutzergruppenanalyse Gemeindestichprobe

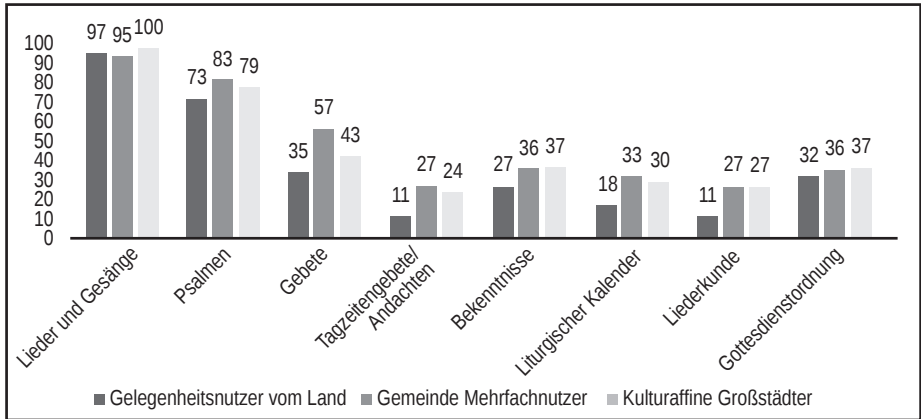
	Gelegenheitsnutzer vom Land	Gemeindenaher Mehrfachnutzer	Kulturraffine Großstädter
Singen "sehr gern" im Gottesdienst	67	94,7	86
Nutzungsort häufig: Gottesdienst	89	95,6	92,7
Nutzungsort häufig: Chor/Musikgruppen	15,3	53,6	25,1
Nutzungsort häufig: Gemeindegottesdienste	20,5	78,2	20,5
Nutzungsort häufig: Konfirmandenunterricht	6,5	44,4	5,5
Nutzungsort häufig: Zuhause	5,6	49,7	17,8
Nutzungsort häufig: Schule	0,5	10	0,7
Nutzungsort häufig: Hauskreise/Gesprächskreise	5,3	61,4	7,8
Nutzungsort häufig: Haus- und Krankenbesuche	1,3	36,2	1,8
Nutzungsort häufig: Radio- und Fernsehgottesdienste	1,6	40,5	3,1
Liedgut bekannt „über 60 Lieder“	51,4	88,6	82,4
kirchl. Beteiligung	97,1	99	99,5
Zustimmung „Halte mich für einen frommen Menschen“	69,6	91,8	75
Zustimmung „Spiritualität ist für mein Leben wichtig“	54,5	88	79,6
Musikstil Volksmusik	22,3	30,6	10,2
Musikstil Gospel	39,5	37,5	34,8
Klassische Musik	52,2	77,3	85,5
Musikstil Schlager	24,9	17,9	8,3
Musikstil Soul, Funk	11,4	8,5	13,6
Musikstil Hip Hop, Rap	3,9	2,1	4,1
Musikstil Pop	42,6	23,3	35,9
Musikstil Jazz	16,2	16,3	32,1
Musikstil House, Techno	4,4	1,8	2,9
Musikstil Rockmusik	34,9	17	27,6
Musikstil Musical	33,8	23,4	25,5
Wohnort Land	65,8	51,4	0
Wohnort Klein- und Mittelstädte	34,2	43	35,1
Wohnort Großstadt	0	5,7	64,9
MW Alter	53	63	55
MW Religiosität	4,68	5,76	5,23
Anteil der Befragten	31,5	30,1	38,4

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes „Rezeptionsstudie zum EG“, Gemeinde, Clusterzentrenanalyse; Fragestellungen: ‚Singen Sie gern im Gottesdienst mit?‘ (Antwort: sehr gern); ‚Wo nutzen Sie das EG und wie oft?‘ (Antwort: häufig); ‚Schätzen Sie, wie viele Lieder im EG Sie gut kennen und mitsingen können?‘ (Antworten: bis zu 60 Lieder + 100 Lieder und mehr); ‚Ich halte mich für einen frommen Menschen‘ (zustimmende Antworten); ‚Spiritualität ist für mein Leben wichtig‘ (zustimmende Antworten); ‚Als wie religiös würden Sie sich anhand der folgenden Skala beschreiben?‘ (Mittelwerte); ‚Welche Musikrichtung hören Sie besonders gern?‘ (Mehrfachnennungen); Wohnortgröße; Alter; Angaben in Prozent.

Im Gegensatz zur ersten Gruppe steht die zweite Gruppe der ‚Gemeindenahen Mehrfachnutzer‘. Sie stellen einen Anteil von 30,1 % der befragten Gemeindemitglieder und sind mit einem Durchschnittsalter von 63 Jahren die älteste Gruppierung. Auffällig ist, dass sie das EG von allen Befragten am häufigsten und vielfältigsten nutzen. Neben der Nutzung im Gottesdienst, wird es von 78 % in Gemeindekreisen verwendet, von 61 % in Haus- und Gesprächskreisen, von 40 % bei Radio- und Fernsehgottesdiensten und immerhin von fast der Hälfte der ‚Mehrfachnutzer‘ auch Zuhause. Damit sind es die ‚Gemeindenahen Mehrfachnutzer‘, unter welchen sich die Tradition des Gesangbuches als Hausbuch noch am ehesten erhalten (oder entwickelt) hat. Im Vergleich zu den anderen Gruppen sind die ‚Mehrfachnutzer‘ am stärksten religiös, wie sich am Mittelwert der Religiosität von 5,76 (Skala von 1-7) zeigt, ebenso stimmen 92 % dieser Gruppe der Aussage ‚Ich halte mich für einen frommen Menschen‘ zu. Musikalisch bevorzugen sie klassische Musik, aber auch Gospel oder Volksmusik.

Die dritte Gruppe stellt mit 38,4 % der Befragten die größte Gruppierung dar. Ihre mehrheitliche Herkunft aus der Großstadt (65 %), erklärt die vorgenommene Benennung ‚Kulturaffine Großstädter‘. Das Durchschnittsalter der ‚Kulturaffinen Großstädter‘ liegt bei 55 Jahren. Im Grunde bilden sie die Mitte zwischen den Gelegenheitsnutzern vom Land und den Gemeindenahen Mehrfachnutzern, denn sie schätzen sich etwas weniger religiös ein als die Mehrfachnutzer, sie sind aber deutlich religiöser als die Gelegenheitsnutzer vom Lande. Der Bekanntheitsgrad des Liedgutes ist fast ebenso ausgeprägt, wie bei den Mehrfachnutzern. Sie sind recht gut informiert über das EG. In der Nutzungsstruktur ähneln sie hingegen eher den Gelegenheitsnutzern, da sich die Nutzungsorte ebenso auf Gottesdienst, Gemeinde- und Musikgruppen beschränken, wobei immerhin 18 % der ‚Kulturaffinen Großstädter‘ auch zuhause das Gesangbuch nutzen. 86 % der ‚Kulturaffinen Großstädter‘ bevorzugen die Musikrichtung Klassik, darüber hinaus hören jeweils gut ein Drittel der Befragten dieser Gruppe auch die Musikrichtungen Pop, Gospel und Jazz. Es kommt also zu einer gewissen kulturellen Mischung der Interessen, in die das EG eingepasst wird.

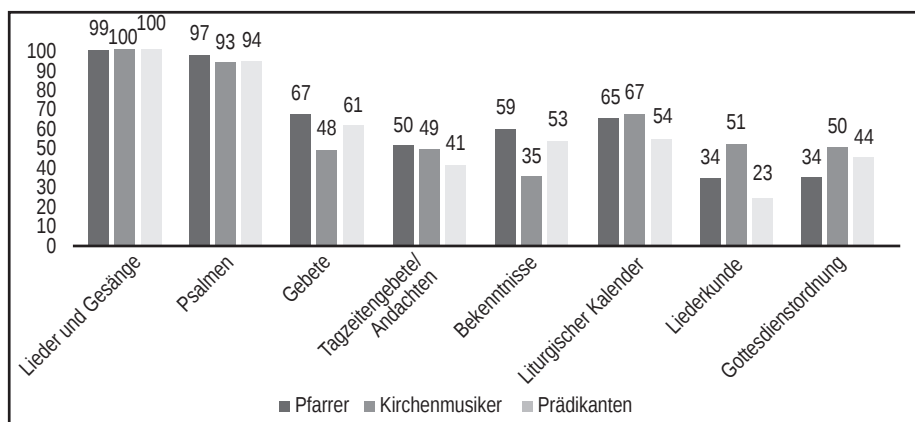
Lässt sich über die Benennung der Gruppen zweifelsohne streiten, so zeigen sich unter den Kerngemeindemitgliedern leicht unterschiedliche Profile hinsichtlich der Nutzung und Kenntnis des EG. Wie verhält es sich dabei mit der *Nutzung der einzelnen Teile des EG*? Eindeutig erkennbar ist: Das im EG enthaltene Liedgut wird von beinahe allen Befragten verwendet. Doch auch die Psalmen besitzen eine große Beliebtheit unter den Nutzern.

Abb. 4: Nutzung Teile des Gesangbuches in der Gemeindestichprobe

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie zum EG‘, Gemeinde; Frage: ‚Welche Teile des EG nutzen Sie?‘ (Mehrfachantworten möglich), Angaben in Prozent.

Bei den ‚Gebeten‘ treten dann stärkere Differenzen zu Tage. Während bei den Mehrfachnutzern immerhin 57 % angeben, die Gebete des EG zu nutzen, sind es bei den ‚Kulturaffinen Großstädtern‘ nur 43 %, bei den Gelegenheitsnutzern nur 35 %. Es steht zu vermuten, dass die Nutzung der Gebete bei den Mehrfachnutzern mit dem Gebrauch des EG als Hausbuch einhergeht (vgl. Tab 2). Recht enig zwischen den Gruppen ist man sich hingegen bei der Nutzung der Gottesdienstordnung, die von über 30 % jeder Gruppe genutzt wird. Bei den Tagzeitengebeten, dem Liturgischen Kalender sowie der Liederkunde zeigt sich recht auffällig, dass vor allem die Gelegenheitsnutzer wenig Bezug zu diesen Teilen des EGs haben. Für sie bezieht sich das Gesangbuch maßgeblich auf den Gottesdienst, der informative Charakter des Gesangbuches hingegen scheint ihnen nicht nahezuliegen.

Abb. 5: Nutzung Teile des Gesangbuches unter professionellen Berufsgruppen

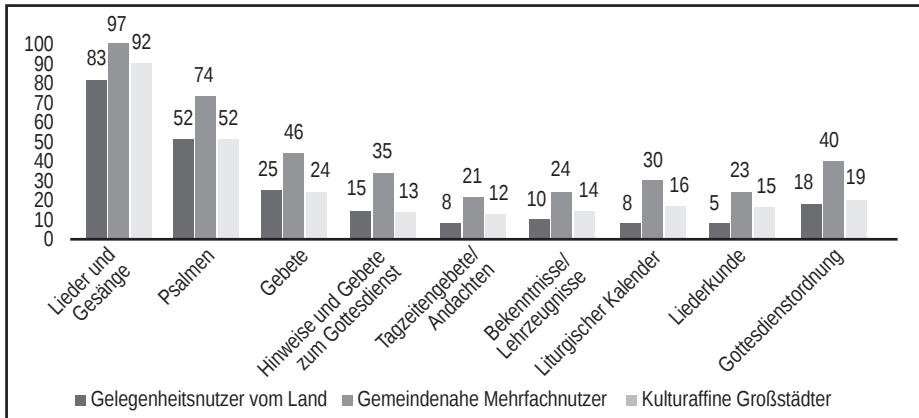


Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie zum EG‘, Professionelle; Frage: ‚Welche Teile des EG nutzen Sie?‘ (Mehrfachantworten möglich), Angaben in Prozent.

Auch unter den Professionellen gibt es leichte Unterschiede im Nutzungsverhalten der einzelnen Teile des EG zwischen den Berufsgruppen (vgl. Abb. 5). Im Vergleich zur Gemeindestichprobe fällt zunächst auf, dass, wie zu erwarten war, die einzelnen Teile des EG deutlich stärker genutzt werden. Für die Pfarrer, Kirchenmusiker und Prädikanten ist das Gesangbuch eine Art gerne genutztes Arbeitsbuch. Während die Pfarrer, neben Liedern und Psalmen, am stärksten auch die Gebete, die Tagzeitengebete, die Bekenntnisse und den Liturgischen Kalender nutzen, fällt bei den Kirchenmusikern auf, dass sie im Vergleich zu den anderen Berufsgruppen stärker an Liederkunde und Gottesdienstordnung partizipieren. Die Prädikanten stechen bei den Gebeten, Bekenntnissen und der Gottesdienstordnung heraus. Für die Liederkunde benötigen sie es unterdurchschnittlich wenig. Beeindruckend ist die gewaltige Dominanz der Anwendung für Lieder und Gesänge sowie Psalmen. Hier sind sich quasi alle Befragten einig in der primären Aufgabe des EG.

Neben der Nutzung der einzelnen Teile des EG wurde auch nach der Beurteilung dieser als *wichtig* oder *unwichtig* gefragt (vgl. Abb. 6). Das Antwortverhalten der Gemeindestichprobe zeigt, dass neben den Liedern und den Psalmen, am ehesten noch die Gebete und die Gottesdienstordnung als sehr wichtig empfunden werden. Auffällig ist, dass die Gruppe der ‚Gemeindenahen Mehrfachnutzer‘ die einzelnen Teile des EG stets als wichtiger beurteilt als die anderen Gruppierungen. Diese Beurteilung geht einher mit der Nutzungsvielfalt dieser Gruppe. Sie sehen das Gesangbuch weniger nur auf den Gottesdienst fokussiert, sondern erfassen es sowohl anhand der Einsatzmöglichkeiten (vgl. Tab. 2) als auch in den Nutzungsvarianten erheblich breiter als die anderen beiden Nutzergruppen, so dass sich dies in der Beurteilung der Wichtigkeit widerspiegelt.

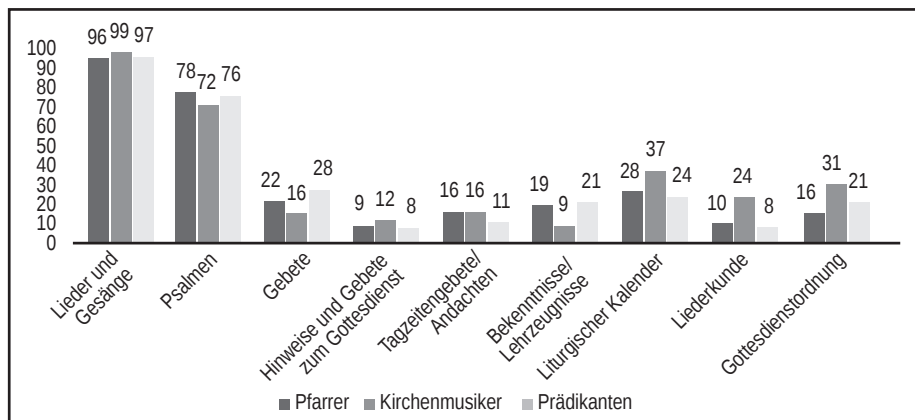
Abb. 6: Beurteilung der Teile des EG als ‚sehr wichtig‘ unter Gemeinde-Nutzergruppen



Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie zum EG‘, Gemeinde; Frage: ‚Wie wichtig sind Ihnen folgende Teile des EG?‘ (Antwort: sehr wichtig), Angaben in Prozent.

Die Professionellen wurden noch einmal gesondert befragt, welche Teile des EG sie als besonders wichtig einschätzen würden (vgl. Abb. 7). Obwohl die einzelnen Teile des EG unter den professionellen Befragten häufiger genutzt werden (vgl. Abb. 5), fällt die Einschätzung der Teile als ‚sehr wichtig‘ abgesehen von der Nutzung für Lieder und Gesänge bei weitem nicht mehr so beeindruckend aus. Neben den Liedern und den Psalmen, die nach wie vor bei allen Befragten den Kern des EG hinsichtlich Nutzung und Wichtigkeit darstellen, werden bei den Professionellen am ehesten noch der Liturgische Kalender und die Gottesdienstordnung als ‚sehr wichtig‘ beurteilt. Hier kommt wohlmöglich die Perspektive der Professionellen auf das EG als Arbeitsbuch zum Tragen. So gibt es zum Beispiel für Gebete oder Andachten auch andere ‚Arbeitsbücher‘, auf welche im Zweifel zurückgegriffen werden könnte. Das Gesangbuch als Arbeitsbuch zur Gestaltung von Gottesdiensten sollte notwendigerweise Lieder und Gesänge sowie Psalmen enthalten, die Teile Liturgischer Kalender, Gottesdienstordnung und Liederkunde werden darüber hinaus vor allem von den Kirchenmusikern als ‚sehr wichtig‘ empfunden.

Abb. 7: Beurteilung der Teile des EG als ‚sehr wichtig‘ (Professionelle)



Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie zum EG‘, Professionelle; Frage: ‚Wie wichtig sind Ihnen folgende Teile des EG?‘ (Antwort: sehr wichtig), Angaben in Prozent.

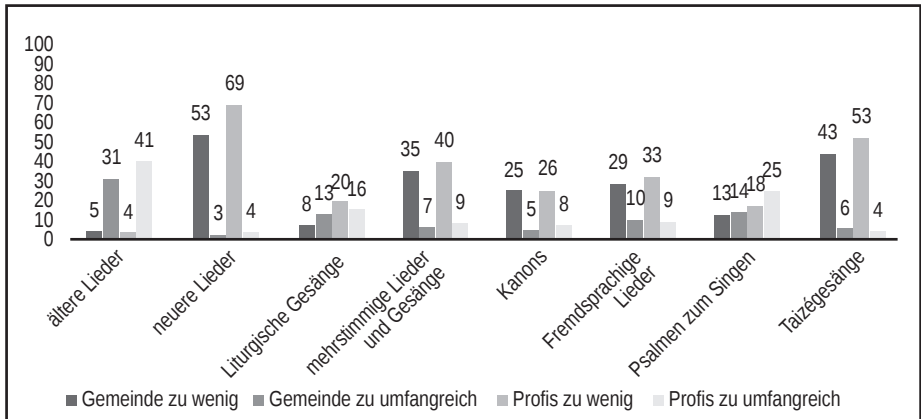
Zum Nachdenken regt die Frage an, ob eine breite Nutzung des EG als Frömmigkeitsbuch, wie sie bei den Mehrfachnutzern in der Gemeindestichprobe sichtbar wird, bei den Professionellen überhaupt im Blick ist. Bei diesen scheint eine recht starke Konzentration auf den Gottesdienst und die Arbeitsebene aufzuscheinen. Bei bestimmten Gemeindemitgliedern(gruppen) können aber auch Abweichungen zu diesem Verständnis existieren. In der Regel liefert das EG aus Sicht seiner Nutzer seine Hauptleistung im Gottesdienst über die Lieder, Gesänge und Psalmen.

4. Explizite Beurteilung des Liedgutes

Wie sieht es aber bei einem genaueren Blick auf das Liedgut aus? Auch das Liedgut des derzeitigen Gesangbuches wurde einer Beurteilung unterzogen. So wurde beispielsweise danach gefragt, wie der Umfang des derzeitigen Bestands eingeschätzt wird. Es gab die Antwortmöglichkeiten ‚zu viel enthalten‘, ‚gerade richtig enthalten‘ und ‚zu wenig enthalten‘ (vgl. Abb. 8). Auffällig ist, dass die Tendenz des Antwortverhaltens zwischen Gemeindemitgliedern und Professionellen ähnlich ist, das Liedgut wird equivalent wahrgenommen. Als zu umfangreich werden im Grunde nur die ‚älteren Lieder‘ eingeschätzt: So sagen 31 % der Gemeindemitglieder und 41 % der Professionellen, dass diese zu viel enthalten seien. Die stärkste Antwortausprägung ist bei den ‚neueren Liedern‘ zu finden, hier empfinden 53 % der Gemeindemitglieder und 69 % der Professionellen, dass diese zu wenig im jetzigen EG enthalten sind. Ebenfalls zu wenig vertreten sind nach Meinung beider Befragtengruppen die ‚Taizégesänge‘, ‚mehrstimmige Lieder und Gesänge‘, sowie für ein Drittel der Befragten ‚Fremdsprachige Lieder und Gesänge‘. Die ‚Liturgischen Gesänge‘ sowie die ‚Psalmen zum Singen‘ schätzen die Mehrheit der Befragten als ‚gerade richtig enthalten‘ ein. Insgesamt ist man sich in der Einschätzung des Liedgutes einig und sowohl Gemeindemitglieder als auch Professionelle ha-

ben dieselben Vorstellungen über mögliche Veränderungen am Liedkorpus. Es soll in Richtung einer Erneuerung und Anpassung an gegenwärtiges Liedgut gehen. Dafür wären beide Gruppen auch bereit, einige – nicht alle – der älteren Lieder zu opfern. Diese Wünsche sind nicht überraschend, geht es doch immer um ein Mitgehen aktueller Entwicklungen und eine Anpassung an gegenwärtige Präferenzen und Wünsche.

Abb. 8: Einschätzung des Liedgutes unter Gemeindemitgliedern und Professionellen



Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘ Gemeinde und Professionelle, Frage: ‚Wie beurteilen Sie den Umfang des Aktuellen Liedbestandes?‘, Antworten: ‚zu wenig enthalten‘ + ‚zu viel enthalten‘, Angaben in Prozent.

Darüber hinaus gab es im Fragebogen der Professionellen die Frage, wie man das thematisch vorhandene Liedgut einschätze (vgl. Tab 3). Dabei gab es die zusätzliche Antwortmöglichkeit ‚anderes Liedgut wünschenswert‘. Hier wird deutlich, dass es vielen eher um Summation als um Ersatz geht. Grundlegend sollte in keinem der genannten Themenbereiche weniger Liedgut vorhanden sein. So schätzten die Mehrheit der professionellen Befragten die meisten Themenbereiche und deren derzeit existierendes Liedgut als ‚gerade richtig‘ ein. Allerdings gibt es drei Ausnahmen. So schätzt die Hälfte der Befragten das Liedgut der Passionszeit als unpassend ein, wobei die Hälfte jener Antworten sich für ‚mehr Lieder‘, die andere Hälfte sich für ‚anderes Liedgut‘ ausspricht. Auch beim Liedgut für das Abendmahl gibt es Beanstandungen. Hier meinen 36 % der Professionellen, es müsse mehr Liedgut für das Abendmahl zur Verfügung stehen, weitere 15 % sprechen sich für anderes Liedgut aus. Die stärkste Kritik erfährt jedoch das Liedgut zur Taufe und zur Konfirmation. Insgesamt 61,5 % der Professionellen monieren das derzeit vorhandene Repertoire, wobei 44 % sich vor allem mehr Liedgut zum Themenbereich wünschen und weitere 18 % sich für ‚anderes Liedgut‘ aussprechen. Zu den anderen Bereichen sind die Forderungen sehr zurückhaltend.

Tab. 3: Beurteilung des thematischen Liedgutes unter Professionellen

	weniger Lieder	gerade richtig	mehr Lieder	anderes Liedgut
Advent/Weihnachten/Epiphania	1,7	67,4	25,7	5,3
Jahreswechsel	2,2	63,4	27	7,4
Passion	3,4	47,2	24,4	25
Ostern	0,5	63,9	25	10,6
Himmelfahrt	1,9	67,9	18,4	11,8
Pfingsten/Trinitatis	1,4	66,1	21,6	10,9
Ende des Kirchenjahres	2,4	65,9	18,5	13,2
Gottesdienst	3,1	62,5	23,9	10,5
Abendmahl	1,8	47,8	35,7	14,6
Taufe/Konfirmation	1,5	37	43,7	17,8
Gerechtigkeit/Friede/Schöpfung	6,5	59	25,3	9,2
Lob und Dank	1,7	69,5	21,2	7,6
Lobpreis und Anbetung	8,9	58,2	22,3	10,6

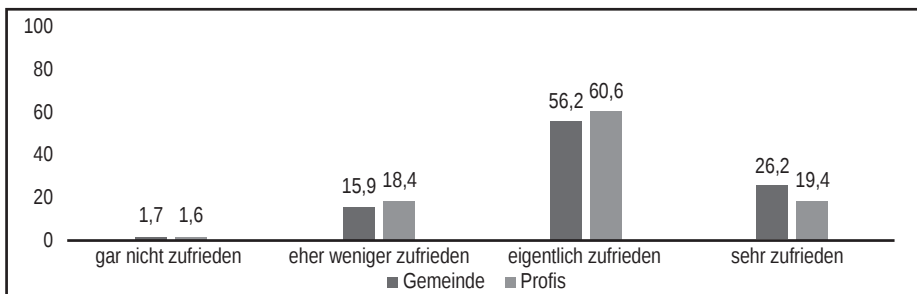
Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie zum EG‘, Professionelle, Frage: ‚Zu welchen Themen / Anlässen sollte es mehr / weniger Lieder geben?‘, Angaben in Prozent.

Die Professionellen haben eine recht klare Haltung zu dem derzeitig vorhandenen Liedgut. Die meisten Themenbereiche sind nach ihrer Meinung recht gut bestückt und bedürfen nur wenig Veränderung. Die Zustimmungsraten in Höhe von zwei Dritteln der Befragten bedeuten nun nicht, dass alle mit allem zufrieden sind. Klare Änderungswünsche betreffen den Themenbereich Passion, das Liedgut zum Abendmahl und zu den Anlässen wie Taufe und Konfirmation. Mehr als die Hälfte der Professionellen wünscht sich hier ein größeres Angebot oder gar andere Lieder. Punktuell wird auch in den anderen Bereichen eher Veränderung und eine größere Auswahl als eine Reduktion gewünscht. Wie dies umzusetzen ist, spielt in diesen Antworten erst mal keine Rolle. Interessant ist, dass gerade der Themenbereich Taufe und Konfirmation maßgeblich die jüngere Generation trifft. So wäre es für Konfirmanden vermutlich eine angenehme Erfahrung, wenn sie aus dem Liedgut der evangelischen Gemeinschaft etwas zu ihnen Passendes auswählen könnten, ist es doch ein Punkt im Leben, an welchem sie sich bewusst für diese religiöse Gemeinschaft entscheiden (sollen). Dieser Wunsch korrespondiert dann auch wenig überraschend mit dem Interesse an der Integration von neuem Liedgut. Hier gehen gerade die Professionellen davon aus, dass man mit der Zeit gehen muss, speziell um den nachfolgenden Generationen kulturell entsprechen zu können.

5. Haltungen zum EG

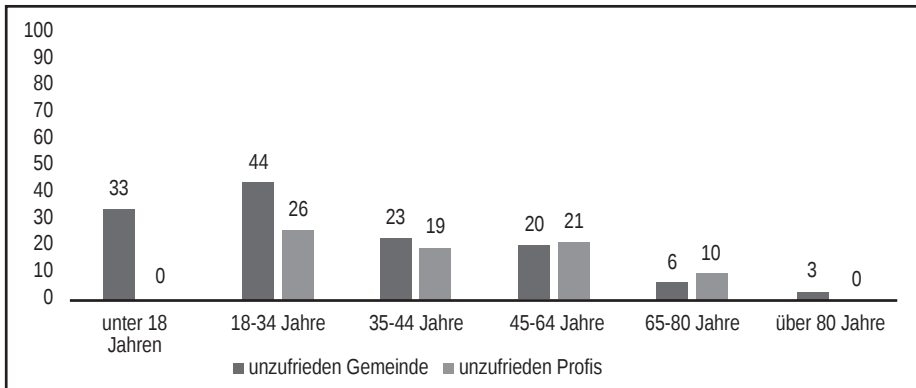
Das Liedgut ist zweifelsohne ein wichtiger Bestandteil des EG. Wie zufrieden sind aber die Nutzer im Allgemeinen mit dem Arbeitsbuch EG? Auf den ersten Blick sind die Nutzer nicht unzufrieden. Von den meisten der Befragten wird die Kategorie ‚eigentlich zufrieden‘ gewählt (vgl. Abb. 9). Fast zwei Drittel der Befragten ordnet sich in diese Antwortkategorie ein. Immerhin ein Viertel der Gemeindemitglieder und knapp ein Fünftel der Professionellen ist sogar sehr zufrieden mit dem EG in der jetzigen Form. Nur wenige äußern eine größere Unzufriedenheit. Das vorliegende EG scheint für viele Kirchenmitglieder und Professionelle die ihm zugewiesenen Zwecke zu erfüllen, ja weitgehend sogar gut zu erfüllen. Gleichzeitig bedeutet die Tendenz zu der abgeschwächten positiven Kategorie nicht, dass alles so bleiben soll, wie es derzeit ist. Dies zeigt schon der leichte Vorbehalt, der in der Antwortkategorie ‚eigentlich‘ zufrieden steckt.

Abb. 9: Zufriedenheit mit EG unter Gemeindemitgliedern und Professionellen



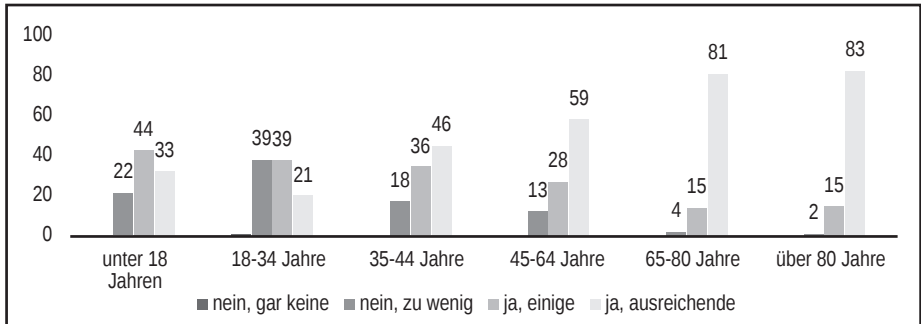
Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Gemeinde und Professionelle, Frage: ‚Ganz allgemein, wie zufrieden sind Sie mit dem derzeitigen Evangelischen Gesangbuch?‘, Angaben in Prozent.

Betrachtet man einmal nur die Verteilung der Unzufriedenheit, also diejenigen Befragten, die bei der Frage nach der Zufriedenheit mit ‚eher weniger zufrieden‘ und ‚gar nicht zufrieden‘ antworteten, so zeigen sich vor allem über die Altersgruppen hinweg merkbare Unterschiede. Gerade in den jüngeren Altersgruppen ist eine gestiegene Unzufriedenheit mit dem EG vorhanden (vgl. Abb. 10). Am meisten unzufrieden ist die Gruppe der 18-34-Jährigen (44 %), aber auch ein Drittel der unter 18-Jährigen. Einen leichten Alterseffekt kann man auch in der Gruppe der Professionellen beobachten, in welcher die höchste Unzufriedenheit ebenfalls bei den 18-34-Jährigen vorherrscht. Dieser Alterseffekt korrespondiert mit dem bereits gezeigten Ergebnis zur Einschätzung des Liedguts – auch dort waren es die jungen Gemeindemitglieder, welche eine stärkere Präferenz für eine Erneuerung im Sinne neuen Liedgutes äußerten.

Abb. 10: Unzufriedenheit nach Altersgruppen (Gemeindemitglieder und Professionelle)

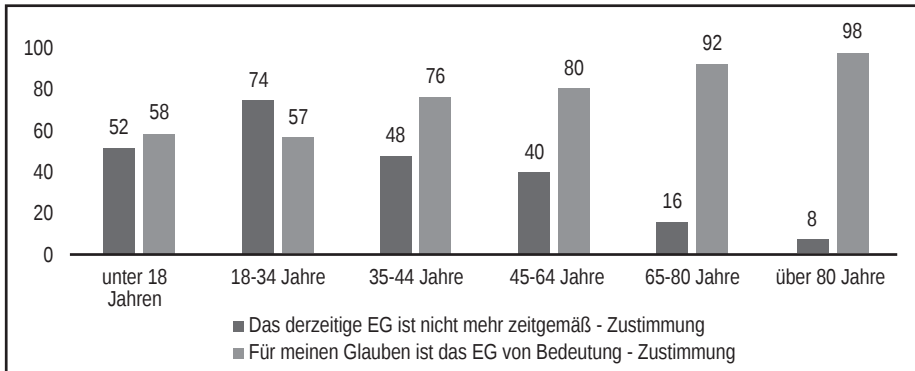
Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Gemeinde und Professionelle, Frage: ‚Ganz allgemein, wie zufrieden sind Sie mit dem derzeitigen Evangelischen Gesangbuch?‘, Antworten ‚eher weniger zufrieden‘ + ‚gar nicht zufrieden‘, Angaben in Prozent.

Die Unzufriedenheit ist an das Liedgut bzw. die Wahrnehmung des Liedgutes gekoppelt. Das Antwortverhalten auf die Frage ‚Finden Sie genügend Lieder im EG, die zu Ihrem Glauben / Ihrer Frömmigkeit passen?‘ zeigt im Altersvergleich ebenfalls wieder eine unterschiedliche Tendenz (vgl. Abb. 11). Während die Altersgruppen der 65-80-Jährigen und der über 80-Jährigen mit rund 80 % antworten, ausreichend Lieder im EG zu finden, die zum persönlichen Glauben passen, verteilen sich die Antworten bei den jüngeren Altersgruppen viel stärker. Bei den 18-34-Jährigen sagen vergleichsweise nur 21 %, sie würden ‚ausreichend‘ Lieder im EG finden, die zu ihrem Glauben passen, 39 % der befragten Altersgruppe finden zumindest ‚einige‘ und weitere 39 % finden ‚zu wenige‘ Lieder, die den eigenen Glauben repräsentieren. Insgesamt zeigt sich, dass die jüngeren Altersgruppen sich deutlich weniger im Liedgut des derzeitigen Gesangbuches wiederfinden als die älteren Befragten. Diese Tendenz unterstreicht der Wunsch nach neuerem Liedgut oder das Bedürfnis nach einem breiteren Liedrepertoire im Bereich Taufe / Konfirmation (vgl. Tab. 3 + Abb. 8). Man ist zwar mit dem derzeitigen Gesangbuch recht zufrieden, aber dies trifft weniger für die nachfolgenden Generationen zu als für die älteren Generationen. Die jüngeren Befragten empfinden das EG als weniger anschlussfähig und sind daher eher unzufrieden als die älteren Befragten. Die *Frage nach der Veränderung des EG ist damit auch eine Generationenfrage*. Die Generationendifferenz zeigt sich dabei nicht nur an der Haltung zum Liedgut, sondern auch an anderen Einstellungsfragen zum EG (vgl. Abb. 12).

Abb. 11: ‚Finden Sie genügend Lieder im EG, die zu Ihrem Glauben / Ihrer Frömmigkeit passen?‘, nach Alter.

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Gemeinde, Frage: ‚Finden Sie genügend Lieder im EG, die zu Ihrem Glauben / Ihrer Frömmigkeit passen?‘, nach Altersgruppen, Angaben in Prozent.

Auch die Beurteilungen der Zeitgemäßheit und die persönliche Bedeutung des EG zeigen massive Altersunterschiede. Der Aussage ‚Das derzeitige EG ist nicht mehr zeitgemäß‘ stimmen unter den über 80-Jährigen gerade mal 8 % der Befragten zu, unter den 65-80-Jährigen sind es 16 %. Deutlich höhere Zustimmungswerte erlangt diese Aussage allerdings in den jüngeren befragten Gruppen. So sind es unter den 18-34-Jährigen immerhin 74 %, die das Gesangbuch als nicht mehr zeitgemäß empfinden. Hier äußert sich eine gewichtige Einschätzung seitens der jungen Generation, die das EG (wie vermutlich auch andere mit Kirche in Bezug stehende Aspekte) als altmodisch bis überholt ansehen. Dabei gilt es zu bedenken, dass wir es hier bei einer selektiven Gruppe von Nutzern und dabei mit eher kirchenfreundlichen jungen Erwachsenen zu tun haben! Ähnlich verhält es sich mit der Aussage ‚Für meinen Glauben ist das EG von Bedeutung‘. Hohe Zustimmungsraten finden sich unter den ältesten Befragungsteilnehmern, während die Zustimmung und damit die Bedeutung des Gesangbuches bei den jüngeren Altersgruppen sukzessive abnimmt. Das EG verliert demnach im Generationenvergleich sowohl an Zeitgemäßheit als auch an persönlicher Bedeutung. Dieser sich über die Generationen abbildende Prozess ist dabei deutlich und reflektiert somit nicht nur kleinere, vielleicht biographisch sich selbst lösende, Differenzen.

Abb. 12: Zustimmung zu Haltungen gegenüber dem EG nach Altersgruppen

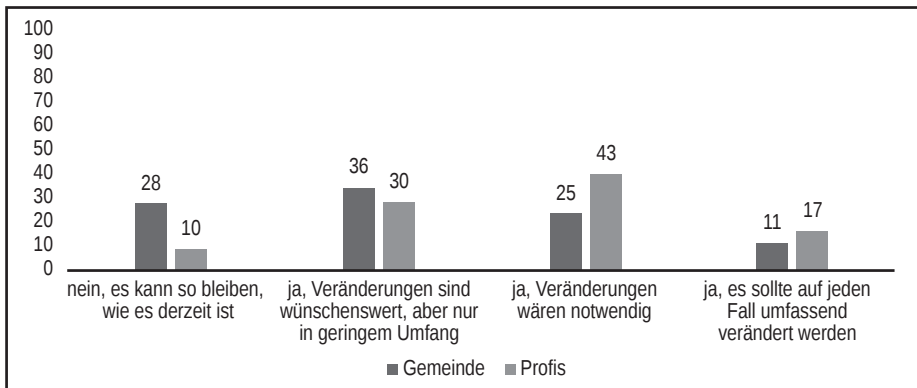
Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Gemeinde, Aussagen: ‚Das derzeitige Evangelische Gesangbuch ist nicht mehr zeitgemäß‘, ‚Für meinen Glauben ist das Gesangbuch von Bedeutung‘, zustimmende Antworten (stimme sehr zu + stimme eher zu), nach Altersgruppen, Angaben in Prozent.

Gleichwohl haben die Ergebnisse gezeigt, dass der Blick auf das EG eher wohlwollend ist. So sind es sogar mehr als die Hälfte der unter 34-Jährigen, welche das EG als bedeutsam für ihren Glauben ansehen. In den älteren Altersgruppen werden fast komplette Zustimmungswerte erreicht. Man sieht das EG als ein über lange Zeiten gewachsenes Buch, welches seinen Beitrag für die *Identität* als evangelischer Christ leistet. Dies hätte man vielleicht nicht unbedingt einmal vermutet. Doch anders als vielleicht die Bibel, welche als ein zentraler, aber nur wenig genutzter Bezugspunkt des christlichen Glaubens gilt, ist das EG bei den Gemeinschaftsmitgliedern in einer regelmäßigen (gemeinsamen) Nutzung präsent. Das enthebt es nicht von gewissen Nachfragen. Sie beziehen sich vor allem auf Erneuerung und zeitgemäße Anpassung. Man kann mit gewisser Berechtigung vermuten, dass speziell die jüngeren Nutzer des EG den Eindruck besitzen, dass zu wenig neues und für ihre Generation anschlussfähiges Liedgut im EG enthalten ist. Da dies zusammen mit den Psalmen den Kern des inhaltlichen Verständnisses des EG für seine Nutzer ausmacht, ist die beobachtete Altersdifferenz in der generellen Zufriedenheit mit dem EG gut erklärbar. Möglicherweise ist diese Altersdifferenz sogar ein stetig aufkommendes Problem, welches die notwendige Anpassung des EG an dessen soziale Umwelt und die sich wandelnden Ansprüche der Nutzer reflektiert. Im Zusammenspiel beider Befunde ist man aber beim Kern des Interesses an Veränderung – es ist vielen der Nutzer wichtig, dass das EG auch in Zukunft als identitätsbildendes Instrument zur Verfügung steht. Auch für die jüngeren Generationen. Da liegt nun die Frage nahe, wie äußert sich dies in konkreten Wünschen zu einer Veränderung?

6. Veränderungswünsche – Anpassung und Modifikation

Ausgehend von der insgesamt recht hohen Zufriedenheit erscheint es nur auf den ersten Blick erstaunlich, dass nur etwas mehr als ein Viertel der Gemeindemitglieder und gerade einmal ein Zehntel der Professionellen keine Veränderung befürworten. Hier wirkt sich nun die Einschränkung in der Zufriedenheit, das „eigentlich“, aus. Die Mehrheit der Nutzer, ob professionell oder als Gemeindeglied, sehen nämlich sehr wohl Möglichkeiten der Verbesserung – und würden sich diese auch für die Zukunft wünschen (vgl. Abb. 13). Insgesamt sprechen sich 90 % der Professionellen und 72 % der Gemeindemitglieder für eine Veränderung des Evangelischen Gesangbuches aus.

Abb. 13: Veränderungsbedarf allgemein – Gemeinde und Professionelle



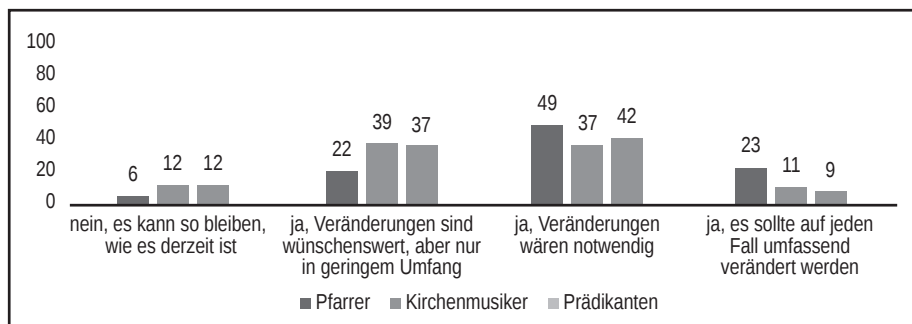
Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Gemeinde und Professionelle, Frage: ‚Wie beurteilen Sie den Veränderungsbedarf für ein neues EG?‘, Angaben in Prozent.

Im Blick auf den Umfang der Veränderungen gibt es allerdings Unterschiede. So bevorzugen die befragten Gemeindemitglieder mehrheitlich eine *moderate Veränderung*, das heißt 36 % wünschen sich Veränderungen ‚nur in geringem Umfang‘. Weitere 25 % empfinden Veränderungen als notwendig und vergleichsweise nur 11 % wünschen sich unter den Gemeindemitgliedern ‚umfassende Veränderungen‘. Etwas progressiver ist der Veränderungswunsch der Professionellen. Von den professionellen Befragten wünschen sich 30 % Veränderungen ‚in geringem Umfang‘, 43 % empfinden Veränderungen als ‚notwendig‘ und 17 % plädieren für ‚umfassende‘ Veränderungen. Die vorab geäußerte doch nicht geringe Zufriedenheit führt dazu, dass die Mehrheit der „Reformer“ zu moderaten oder kleinen Reformen tendiert. Dies reduziert nun das erste Erstaunen, will man doch eine verbessernde Modifikation des eigentlich als nicht schlecht empfundenen EG. Dieser moderate Reformwunsch ist gut nachvollziehbar, möchte man nicht das „Kind mit dem Bade“ ausschütten und auf Bekanntes und Eingetübtes verzichten. Vielmehr möchte man dies durch Neues und den nachfolgenden Generationen Angemessenes ergänzen und gelegentlich an einigen Stellen entschlack-

cken oder modernisieren. Die Hauptaussage ist: *Bitte eine moderate und behutsame Reform – aber eben eine Reform!*

Differenziert man den Veränderungsbedarf unter den Professionellen noch einmal nach *Berufsgruppen*, so fallen vor allem die Pfarrer unter die Reformer. Sie halten die Veränderungen am stärksten für dringlich und notwendig (vgl. Abb. 14). Unter den Pfarrern plädieren sogar 23 % für umfassende Änderungen. Dabei ist zu bedenken, dass die Pfarrer das EG auch am häufigsten nutzen (vgl. Abb. 3). Sie verwenden das Gesangbuch nicht nur zur Gestaltung von Gottesdiensten, sondern eben auch bei Krankenbesuchen, im Konfirmandenunterricht oder in Gemeindekreisen. Ebenso kommt bei den Pfarrern eine spezifisch theologische Perspektive hinzu, die den einen oder anderen Text möglicherweise eher als veränderungswürdig einstuft, als es zum Beispiel die musikalische Perspektive der Kirchenmusiker bedingt. Die Kirchenmusiker und die Prädikanten unterscheiden sich kaum in ihrer klaren Orientierung an einer moderaten Umgestaltung. Gleichwohl ist auch in diesen beiden Berufsgruppen der Ruf nach Modifikationen unüberhörbar, sie sollten nur mit Augenmaß durchgeführt werden. Immerhin ist jeweils ungefähr die Hälfte von ihnen der Überzeugung, dass nicht nur eine kleinere Reform durchgeführt werden muss.

Abb. 14: Veränderungsbedarf nach Berufsgruppen

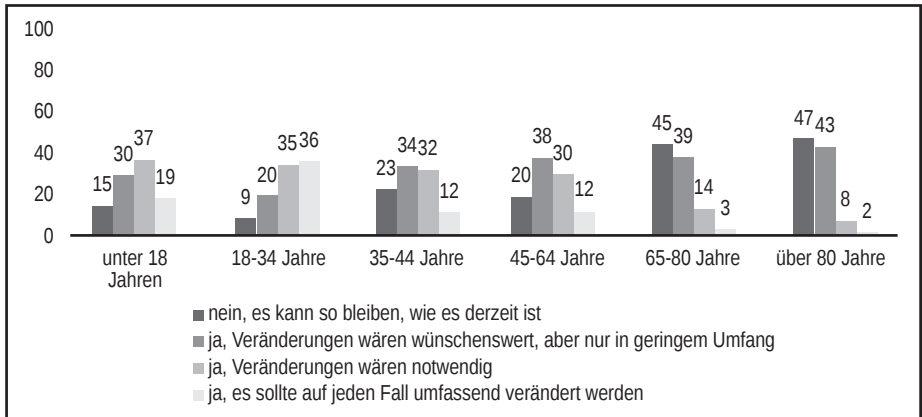


Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Professionelle nach Berufsgruppen, Frage: ‚Wie beurteilen Sie den Veränderungsbedarf für ein neues EG?‘, Angaben in Prozent.

Der Veränderungswunsch der Gemeindemitglieder ist moderater. Aber auch hier lohnt es sich, diesen noch einmal hinsichtlich des Alters zu betrachten. Es sei vorsichtshalber noch einmal daran erinnert, dass der altersmäßige Schwerpunkt der Gemeindestichprobe auf den 45-64-Jährigen liegt (vgl. Abb. 1) und nur 11,3 % der befragten Gemeindemitglieder unter 35 Jahren alt sind. Im Altersvergleich zeigt sich, dass der Veränderungswunsch in den jüngeren Altersgruppen deutlich ausgeprägter ist als bei den älteren Befragungsteilnehmern. In der Altersgruppe der 65-80-Jährigen und der über 80-Jährigen spricht sich die Mehrheit jeweils dafür aus, das Gesangbuch so zu belassen, wie es derzeit ist. Grund hierfür kann sowohl die lange Gewöhnung als auch ein gewisses Desinteresse an Wandel im mittlerweile eigenen höheren Alter sein. Knapp 40 % der 65-80-Jährigen sprechen sich zwar für Veränderungen aus, allerdings nur ‚in ge-

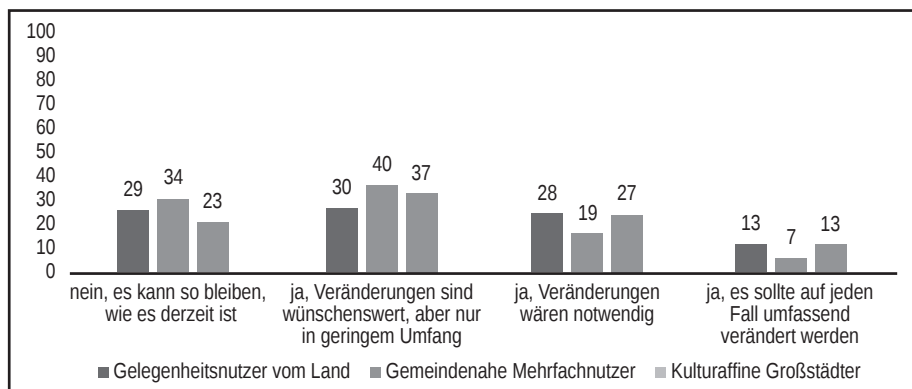
ringem Umfang⁶, bei den über 80-Jährigen sind es 43 %, die sich für geringfügige Änderungen aussprechen. In allen anderen Altersgruppen überwiegt der Veränderungswunsch, wobei dieser am deutlichsten in der Gruppe der 18-34-Jährigen hervortritt. Bei den 18-34-Jährigen sprechen sich 36 % sogar für umfassende Veränderungen aus, weitere 35 % sehen Veränderungen als dringend notwendig an.

Abb. 15: Veränderungsbedarf nach Altersgruppen Gemeinde



Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Gemeinde nach Altersgruppen, Frage: ‚Wie beurteilen Sie den Veränderungsbedarf für ein neues EG?‘, Angaben in Prozent.

Die zu Beginn induzierten Nutzergruppen in der Gemeindestichprobe sind sich in ihren Haltungen gegenüber Veränderungen erstaunlich einig, obwohl sich die Gruppen in ihrem Nutzungsprofil unterscheiden. So stimmen 66-77 % der Nutzergruppen für Veränderungswünsche (vgl. Abb. 16), am stärksten plädieren die kulturaffinen Großstädter für den Reformbedarf.

Abb. 16: Veränderungswunsch nach Nutzergruppen Gemeinde

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Gemeinde nach Nutzergruppen, Frage: ‚Wie beurteilen Sie den Veränderungsbedarf für ein neues EG?‘, Angaben in Prozent.

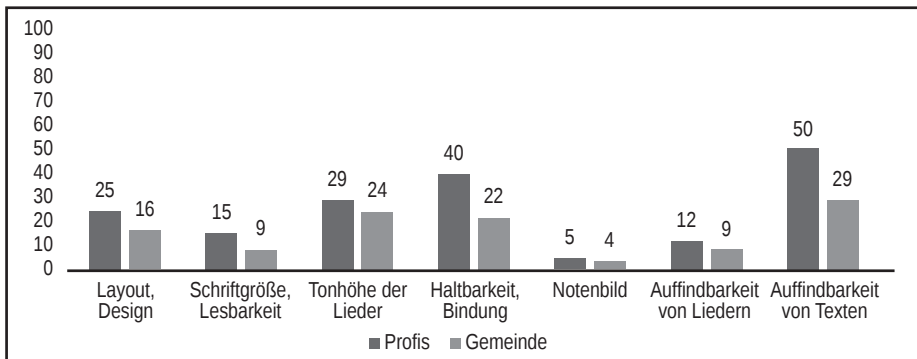
Insgesamt sprechen sich die Befragten demnach mehrheitlich für Veränderungen aus, allerdings wünscht man sich behutsame und durchdachte Lösungen, eher weniger eine Revision, welche keinen Stein auf dem anderen lässt. Die Anschlussfähigkeit soll für alle Altersgruppen und Gemeindeglieder noch möglich sein und die Traditionen sollten nicht gänzlich aufgegeben werden. Die Professionellen neigen dabei zu einem etwas stärkeren Veränderungswunsch als die Gemeindeglieder. Der Reformbedarf ist vor allem hinsichtlich der nachfolgenden jetzt jungen Generationen notwendig, will man die Tradition des EG bewahren und fortführen.

7. Veränderungswünsche inhaltlicher und praktischer Natur

Neben den inhaltlichen und musikalischen Präferenzen sowie der persönlichen Bedeutung des Gesangbuches, gibt es noch eine alltagspraktische Dimension des EG. Neben grundlegenden Vorstellungen, dass sich beispielsweise 75 % der Professionellen dafür aussprechen, auch weiterhin einen Regionalteil in einem neuen Gesangbuch zu erhalten, oder dass sich 72 % der Professionellen für Akkordsymbole in den Gesangbüchern aussprechen, sollte von Gemeindegliedern und Professionellen die Praxistauglichkeit des derzeitigen Gesangbuches eingeschätzt werden (vgl. Abb. 17). In Abbildung 17 ist die Beurteilung der einzelnen Gesichtspunkte der Praxistauglichkeit des EG in den Antworten ‚eher schlecht‘ und ‚sehr schlecht‘ ausgegeben. Auf den ersten Blick zeigt sich, dass die Professionellen deutlich kritischer sind als die Gemeindeglieder. Dies ist wiederum nicht verwunderlich, sind sie doch angehalten deutlich mehr und vielfältiger mit dem EG zu arbeiten und es zu benutzen. Am problematischsten ist die ‚Auffindbarkeit von Texten‘, die 29 % der Gemeindeglieder und 50 % der Professionellen als schlecht oder sehr schlecht empfinden. An zweiter Stelle bei den Professionellen werden die Haltbarkeit des Buches und dabei vor allem seine Bindung genannt. Letztere beurteilen 40 % der Professionellen als schlecht. Überhaupt ist die „Konsistenz“ des

Buches eine Quelle der Beschwerden. Dem standardisierten Teil der Befragung hinzugefügte Anmerkungen von Kirchenmusikern weisen immer wieder auf die Untauglichkeit des derzeitigen EGs hin, es auf Orgelpulten oder Notenständern zu benutzen. Dies ist natürlich ein spezielles Bedürfnis der professionellen Nutzer.

Abb. 17: Praxis(un)tauglichkeit nach Gemeindemitgliedern und Professionellen



Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Datensatzes ‚Rezeptionsstudie EG‘, Gemeinde und Professionelle, Frage: ‚Bitte beurteilen Sie die Praxistauglichkeit des EG?‘, Antworten: ‚eher schlecht + sehr schlecht‘, Angaben in Prozent.

Bei den Gemeindemitgliedern steht die Tonhöhe der Lieder an zweiter Stelle der Moina. 24 % von ihnen empfinden diese als schlecht. Dies sehen 29 % der Professionellen ebenso, darunter verstärkt die Kirchenmusiker. Auch das Layout insgesamt erfährt Kritik: 25 % der Professionellen und 16 % der Gemeindemitglieder benennen dieses. Dabei gibt es Unterschiede zwischen den in Deutschland existierenden Layoutgruppen. Die Ausgabe der Landeskirchen Bayern, Württemberg, Mecklenburg und Thüringen erfährt dabei am wenigsten Kritik unter den Alternativen. Schriftgröße, Notenbild und die Auffindbarkeit der Lieder stellen hingegen weitestgehend keine Problembereiche im derzeitigen Gesangbuch dar.

8. Fazit – Änderungswünsche bei hoher Identitätsbedeutung

Fassen wir die Überblicksergebnisse, welche wir präsentiert haben, zusammen: Sich erinnern, informieren und den Glauben im Singen einüben, wurden zu Anfang als zentrale Funktionen des EG benannt. Anhand dieser drei funktionalen Elemente lässt sich recht gut die Haltung zum EG und die Veränderungswünsche beschreiben. Sprechen sich die Studienteilnehmer, sowohl von gemeindlicher als auch von professioneller Seite, mehrheitlich für eine Veränderung des derzeitigen Gesangbuches aus, so zeigt sich anhand der Auswahl des Veränderungsumfangs recht deutlich, dass man sich der weiteren Funktion des EG gewahr ist: Das Gesangbuch ist eben weit mehr als ein Buch. Es ist eine Quelle unterschiedlichster Frömmigkeitstraditionen und verbindet die Glaubenden der einzelnen Landeskirchen genauso miteinander, wie die Protestanten

unterschiedlicher Generationen und Lebenszeiten. Dies geschieht aus Sicht der Nutzer vornehmlich über das Liedgut und die Psalmen und im Gottesdienst. Dies schließt andere Nutzungen nicht aus, sie treten nur hinter diesen Nutzungszweck zurück.

Gerade anhand der Fragen zum Liedgut wird deutlich, dass man sich zwar mehrheitlich neuere Lieder wünscht, dies sollte aber nicht zwangsläufig auf Kosten älterer Lieder geschehen. Die meisten der Befragten wünschen sich mehr oder andere Lieder, nur eine Minderheit möchte weniger Liedgut. Man möchte durchaus die *Erinnerungsfunktion*, die ein gewisser Korpus an Liedern übermittelt, aufrechterhalten. So plädiert die Mehrheit der Gemeindemitglieder und der Professionellen auch weniger für eine umfassende Veränderung des Gesangbuches als für eine *Modifikation mit Augenmaß*. Gleichzeitig besteht durchaus der Anspruch, Tradition in die Zukunft fortzuschreiben. Die Anpassung des EG an die Moderne und die gesellschaftliche Entwicklung ist möglich, indem beispielsweise ökumenische Liedfassungen, fremdsprachige Lieder oder neuere Lieder aufgenommen werden. Denkt man dabei an die Rahmenbedingungen des 21. Jahrhunderts mit den Prozessen der Globalisierung und sich weiterentwickelnder Ökumene scheinen diese Wünsche plausibel und naheliegend zu sein.

Hier besteht auch ein gewisser Handlungsbedarf. Die Daten der Gemeindestichprobe haben als zentralen Differenzierungsfaktor in Beurteilung des EG und Veränderungswunsch *Generationenunterschiede* zum Vorschein gebracht. Gerade in den jüngeren Generationen wird das derzeitige EG von vielen Gemeindemitgliedern (und auch Professionellen) nicht mehr als zeitgemäß empfunden. Parallel dazu nimmt die persönliche Bedeutung des Gesangbuches bei den jüngeren Studienteilnehmern ab. Einer der Gründe scheint zu sein, dass sie nicht ausreichend Liedgut im derzeitigen Repertoire finden, welches zu ihrem Glauben passt. Den Glauben im Singen einzuüben erfordert allerdings auch eine gewisse Anschlussfähigkeit im Liedgut, ohne welche auch eine Anschlussfähigkeit zur Tradition schwierig ist. Diese Aussage reicht aber weiter. Geht man davon aus, dass das EG auch eine Funktion als Stifter einer *gemeinsamen Identität* besitzt, und die Äußerungen in unserer Studie geben hierzu Anlass, dann könnte gerade diese Wirkung für die nachwachsenden Generationen durch das Ignorieren ihrer Interessen verloren gehen. Dies ist umso bedenklicher, als dass das EG seine Identität sichernde Wirkung vor allem durch eine (nicht einmal seltene) gemeinsame Nutzung erhält, welcher die Bibel mittlerweile aufgrund ihrer zurückgenommenen Nutzungsfrequenz bei den Kirchenmitgliedern nur noch symbolisch nachkommen kann.

Insgesamt sind die Professionellen – mit Blick auf andere Erfahrungen von Studien wenig überraschend – reformfreudiger als die Gemeindemitglieder. Professionelle beschäftigen sich intensiver mit dem Evangelischen Gesangbuch, nutzen es vielfältiger und finden so dann auch verstärkt Aspekte, die einer Revision bedürfen. Gemeindemitglieder sind da oft konservativer, geht es ihnen doch weniger um theologische und musikalische Kleinigkeiten als um das Gefühl sich im EG auszukennen. Interessant ist, dass die *Differenzen zwischen Gemeindemitgliedern und Professionellen*, abgesehen von einem leicht variierenden Reformeifer, dann doch wieder *recht gering* ausfallen. Pfarrer und Kirchenmusiker besitzen keine grundsätzlich andere Haltung zum EG wie die Gemeindemitglieder. Auch zwischen den Berufsgruppen der Professionellen bestehen zwar Unterschiede, aber der Grundkonsens ist ebenfalls nicht zu übersehen. Gleiches gilt übrigens für die verschiedenen Nutzergruppen unter den Gemeindemitglie-

dern. Will man also Reformen am EG umsetzen, so ist keine grundsätzliche Spaltung oder ein Gegeneinander zwischen Gemeinde und Pfarrern oder zwischen Gemeinde und Kirchenmusikern zu erwarten. Eher besteht eine weitgehende Einigkeit über die Richtung der Veränderungen, die gewisse Nuancen in ihrer Dringlichkeit und ihrer Ausrichtung aufweisen. Vom Grunde her besteht eine übergreifende Stimmungslage, die nach behutsamen aber angebrachten Reformen fragt. Pfarrer sind dabei unter den Hauptamtlichen die am stärksten Reformfreudigen.

Alles in allem kann man sagen, dass die Befragten das EG als ein Element des Glaubens einschätzen, das die Pluralität protestantischer Christen in sich vereint. Die überwiegende Zufriedenheit und die allgemein recht hohe Bedeutung des EG für den Glauben drücken dies aus. Im Hinblick auf Veränderungen geht es daher weniger darum, simple Aktualität herzustellen als vielmehr eine Anschlussfähigkeit für jüngere Generationen zu gewährleisten, soll das EG doch auch zukünftig ein wichtiges, *identitätsstiftendes* Element darstellen.

Ein Kommentar zur empirischen Studie zum Evangelischen Gesangbuch aus praktisch-theologischer Sicht

JULIA KOLL

Die vielerorts artikulierte Einschätzung, es gäbe zu wenig empirische Forschung zu Gottesdienst und Kirchenmusik, trifft nicht mehr zu. In den letzten zehn Jahren sind sowohl etliche quantitative und als auch einige qualitative Studien in diesem Themenfeld entstanden – von der Gospel- über die Posaunenchorbefragung bis zu den Singestudien, von Untersuchungen zum Gottesdienensterleben und Zählprojekten bis zum erweiterten Fragenkatalog in der jüngsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung.¹ Wollte man eine neue Klage erheben, so müsste sich diese wohl eher auf die daraus resultierende Unübersichtlichkeit beziehen, denn bisher sind die einzelnen Forschungsergebnisse noch nicht miteinander verbunden worden. Diesem immer bunteren Bild der empirischen Forschung im genannten Themenfeld ist mit der Rezeptionsstudie zum Evangelischen Gesangbuch nun ein weiterer Mosaikstein hinzugefügt worden.

Dass es sich hierbei um eine wichtige Untersuchung handelt, zeigt bereits ein erster Blick auf die Stichprobe: Mit 3164 Datensätzen genügt sie den Anforderungen der Repräsentativität, zumal entlang der zentralen soziodemographischen Variablen wie Alter, Geschlecht, Wohnortgröße und Bildungsabschluss eine gute Durchmischung erreicht wurde und tatsächlich alle Landeskirchen einbezogen werden konnten. Die kombinierte Befragung von Gemeindegliedern und Vertreter/innen verschiedener kirchlicher Berufsgruppen verspricht zudem eine reizvolle Perspektiverweiterung. Die Entscheidung, sich in beiden Fällen auf kirchlich Engagierte und gottesdienststaffine Menschen zu konzentrieren, leuchtet ein; dass damit die Aussagekraft der Daten in mancherlei Hinsicht eingeschränkt ist, ist jedoch im Bewusstsein zu halten.

Für den praktisch-theologischen Forschungskontext besteht das Interessante an dieser Rezeptionsstudie nicht zuletzt darin, dass sie sich im Schnittpunkt zwischen empirischer Gottesdienst- und Kirchenmusikforschung bewegt. Das Gesangbuch ist ein Gegenstand, der in erster Linie dem gemeinsamen gottesdienstlichen Singen dient. Als „Gebrauchsgut für kollektive Gelegenheiten“ (Jaekel/Pickel) hält es einen großen Bestand älterer und neuerer Lieder vor, zudem Bekenntnistexte, Gottesdienstordnungen, Psalmen und andere Gebete. Aktualisiert wird dieser Bestand, indem man das Gesangbuch

1 Ein relativ aktueller Überblick über den Forschungsstand in Sachen Kirchenmusik findet sich in *Koll, Julia*: Kirchenmusik als sozio-religiöse Praxis. Studien zu Religion, Musik und Gruppe am Beispiel des Posaunenchores, Leipzig 2016, 25-28; in Sachen Gottesdienst vgl. *Pohl-Patalong, Uta*: Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst, Stuttgart 2011, 48-53; darüber hinaus *Haußmann, Annette*: Gottesdienste zählen. Ergebnisse einer Studie zum Gottesdienstbesuch, in: PTh 103/2014, 77-97.

zur Hand nimmt und aufschlägt. Das Gesangbuch stellt also ein Artefakt dar, das in Praktiken eingebunden ist und diese zugleich konfiguriert.² Im Anschluss an die vorliegende Untersuchung wäre zu fragen, mit welchen Praktiken sich das Gesangbuch in seiner gegenwärtigen Gestalt bevorzugt verbindet, zu welchen Verwendungsweisen es auffordert und welchen es eher entgegenzustehen scheint. Eine solche praxistheoretisch orientierte Erkundung kann zunächst auf einer sehr konkreten und kleinteiligen Ebene ansetzen und etwa in die Einsicht münden, dass das Gesangbuch einen Gegenstand darstellt, der zum Blättern einlädt, aber auch dazu nötigt. Wie schwierig Texte auffindbar sind – allein durch das Fehlen von Seitenzahlen –, haben die meisten Gottesdienstbesucher/innen bereits am eigenen Leibe erfahren, und es verwundert nicht, dass dieses Manko auch in den Befragungsergebnissen zur Sprache kommt.

Die Frage nach dem Praxisbezug kann aber auch umfassender verstanden und dahingehend formuliert werden, welchen Gottesdienst das Gesangbuch in seiner vorliegenden Form fördert und hervorbringt. Im direkten Anschluss an das soeben Bemerkte: Das Gesangbuch ist kein leicht zugängliches Buch; es erschließt sich nur demjenigen, der sich eingehender mit ihm befasst. Damit trägt es zur Hochschwelligkeit der Gottesdienste bei, in denen es Verwendung findet. Es steht für eine bestimmte Art und Weise des gemeinsamen Singens; blickt man etwa gemeinsam auf eine Leinwand oder singen alle nach Gehör etwas nach, so ist die damit einhergehende Dynamik von vorneherein eine ganz andere. Interessant ist in diesem Zusammenhang aber auch die Tatsache, dass die Psalmen binnen weniger Jahre zu einem sehr beliebten und offenbar auch regelmäßig benutzten Teil des Gesangbuchs geworden sind. Dies lässt sich auch als Beleg dafür deuten, dass die Beschaffenheit des Gesangbuchs Wesentliches dazu beitragen kann, die gängige Gottesdienstgestalt zu verändern.

Damit sind etliche Fragestellungen, für die die Studienergebnisse von Belang sein könnten, bereits angeklungen. Auf drei weitere Themen möchte ich darüber hinaus noch eingehen: die generationale Dimension, der theologische Wandel und die professionell-pastorale Perspektive.

In den letzten Jahren ist das Bewusstsein dafür gewachsen, dass sich zwischen älteren und jüngeren Kirchenmitgliedern erhebliche Unterschiede bezüglich ihrer kirchlichen Beteiligung, ihrer Kirchenbindung und auch ihrer Religiosität zeigen. Exemplarisch sei hier nur auf die Konfirmandenstudie und auf die Ergebnisse der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hingewiesen.³ Der allgemeine Trend lässt sich auch im

2 Zum praxistheoretischen Ansatz vgl. Koll, Kirchenmusik, 34ff. 349ff. – Mit dem Begriff des Artefakts kommt auch seine Materialität in den Blick, im vorliegenden Fall z.B. in den Ergebnissen, die sich auf den Einband und die Dicke des Gesangbuchs beziehen. Der für die Religionswissenschaften proklamierte *material turn* hält allmählich auch in der praktisch-theologisch orientierten Religionsforschung Einzug – vgl. *Beinhauer-Köhler, Bärbel*: Der *material turn* in der Religionswissenschaft, in: PTh 104/2015, 255–265.

3 Vgl. Schweitzer, Friedrich u.a.: Konfirmandenarbeit im Wandel – Neue Herausforderungen und Chancen. Perspektiven aus der Zweiten Bundesweiten Studie, Gütersloh 2015; *Bedford-Strohm, Heinrich / Jung, Volker* (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 129ff.

Rahmen der vorliegenden Untersuchung bestätigen: Je jünger die Befragten sind, desto weniger Lieder kennen sie, desto stärker stoßen sie sich an traditionellen Inhalten, die ihnen überkommen erscheinen, und umso größer ist der Anteil derjenigen, die mit dem derzeitigen Gesangbuch „gar nicht zufrieden“ sind. Um an den oben eingeführten Gedanken der Einbindung in Praktiken anzuknüpfen: Ein Gesangbuch zu besitzen, es zum sonntäglichen Kirchengang mitzunehmen, Lieder auswendig zu lernen – das sind vermutlich noch nie Praktiken gewesen, die zu jungen Lebensstilen passten. Heute jedoch kommt die Digitalisierung der Medienwelt hinzu, die die Statik eines gedruckten, jahrzehntealten Buchs voller jahrhundertealter Lieder noch abständiger erscheinen lässt – eine Wahrnehmung, die sich durch die Einführung eines neuen Gesangbuchs nur graduell verschöbe.

Von anderer Art ist die religiöse Distanz, die in den Äußerungen zum vorhandenen Liedgut zum Ausdruck kommt. Die professionellen Anwender/innen des Gesangbuchs wurden nach den Passungsgraden der Lieder zu bestimmten Anlässen befragt. Die Passionszeit, das Abendmahl sowie die lebenszyklischen Kasualien der Taufe und der Konfirmation sind die drei Themenbereiche, bei denen sich wenigstens die Hälfte der Befragten mehr oder anderes Liedgut wünscht. Eine größere inhaltliche Varianz wird dabei besonders bei den Passionsliedern erwünscht. In allen drei Fällen jedoch lässt sich die Unzufriedenheit mit einem theologischen Wandel der bevorzugten Deutungsmuster zusammenbringen. Bei Passion und Abendmahl könnte es dabei um Veränderungen im Sünden- und Opferverständnis und um einen neuen Blick auf individuelles und kollektives Leiden, Verantwortung und Nachfolge gehen, mithin: um tektonische Verschiebungen in der theologischen Systematik, insbesondere in anthropologischer und christologischer Hinsicht. Die christliche Frömmigkeitslandschaft hat sich verändert, die dazugehörigen theologischen Deutungsmuster ebenso – und das Untersuchungsergebnis deutet darauf hin, dass diesen Veränderungen auch in neuen Liedkompositionen Rechnung getragen werden sollte.

Eine dritte Beobachtung bezieht sich schließlich auf die professionellen Befragten. Für sie alle scheint das Gesangbuch „eine Art gerne genutztes Arbeitsbuch“ (Jaekel / Pickel) zu sein, und so weisen ihre Antworten eine relative Homogenität auf. Und doch zeigen sich charakteristische Unterschiede, die auf eine je eigene Prägung und Perspektive der Teilgruppen von Pastores, Kirchenmusiker/innen und Prädikant/innen hindeuten. Diese verschiedenen Perspektiven genauer zu erkunden, könnte vermutlich dazu beitragen, das Verhältnis der kirchlichen Berufe untereinander klarer zu bestimmen und konfliktfreier zu gestalten – gerade im Blick auf die gottesdienstliche Praxis. Was sich schon jetzt abzeichnet: Die Pastores treten als kritischer und veränderungswilliger hervor als z.B. die Kirchenmusiker/innen. Der Aussage „Lieder und Strophen mit einer nicht mehr zeitgemäßen Theologie sollten herausgenommen werden“, können fast 63 Prozent aller Pastores zustimmen; bei den Kirchenmusiker/innen liegt der Anteil nur bei 55 Prozent. Womöglich sehen sich die Pastores hier mit der verdinglichten Tradition in einer Form konfrontiert, die ihnen – da frei von kanonischen Zwängen – leichter zu reformieren und modernisieren scheint als die Bibel.

Jedenfalls realisiert sich in allen drei Punkten eine Spannung zwischen Traditionalität und Modernität, die für die gegenwärtige kirchliche Situation als charakteristisch gelten kann. Daher zu guter Letzt noch eine Bemerkung zum handlungsorientieren-

den Interesse der Studie. Wie es in der quantitativ-empirischen Forschung nicht selten geschieht, stand auch hier eine klare, praxisbezogene Frage am Anfang, nämlich ob unter den professionellen Anwendern und/oder den Gemeindegliedern der Wunsch nach einer Überarbeitung des Evangelischen Gesangbuchs bestehe. Um die Reichweite der Ergebnisse richtig einzuschätzen, ist es hilfreich, sich immer wieder vor Augen zu führen: Eine empirische Untersuchung ist – anders z.B. als eine Wahrscheinlichkeitsrechnung – kein prospektives Instrument. Sie ist und bleibt auf den Status Quo bezogen. Folglich lässt sich aus ihren Ergebnissen nicht ablesen, was zukünftige Entwicklungen und Weisen ihrer Gestaltung bewirken und verändern könnten und wie verschiedene Zielgruppen auf diese Veränderung reagieren würden. Ja, angesichts der starken Präsenz des Status Quo in empirischen Untersuchungen muss es sogar als relativ schwierig erscheinen, Interesse oder gar Zustimmung für zukünftige, noch nicht realisierte Optionen zu wecken. Hinzu tritt die Bedeutung von Beharrungskräften – im Allgemeinen, insbesondere aber auch in kirchlichen Kreisen. Und schließlich war in der vorliegenden Studie ein kirchlich engagiertes Milieu überrepräsentiert, das sich nicht zuletzt durch seine ausgeprägte Traditionsorientierung auszeichnet. Als umso bemerkenswerter muss es gelten, dass der Wunsch nach einer Überarbeitung des Gesangbuchs so deutlich artikuliert worden ist.

Kirchenleitende Gremien können und sollten dieses Ergebnis zum Anlass nehmen, über eine Reform des Gesangbuchs zu beraten. Über die empirische Schützenhilfe hinaus braucht es dazu jedoch den Willen zu gottesdienst- und kirchenmusikpolitischen Entscheidungen und zu einer verantwortlichen und zukunftsfähigen Gestaltung beider Praxisfelder. Dazu gehört insbesondere der Mut, die oben angedeuteten Richtungstreitigkeiten auszutragen und selbst Position zu beziehen. In der vorliegenden Rezeptionsstudie finden sich etliche Hinweise darauf, worin die Chancen einer solchen Überarbeitung für die gottesdienstliche Zukunft liegen könnten – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Neue Lieder in altem Gewand

Eine kirchenmusikalische Bilanz zur EG-Rezeptionsstudie

STEPHAN A. REINKE

Seit gut 20 Jahren gibt es das „Evangelische Gesangbuch“ (EG). Mittlerweile ist aus dem einstmals *neuen* Gesangbuch *das* Gesangbuch geworden. Es hat seinen Platz gefunden. Sein Vorgänger – das Evangelische Kirchengesangbuch (EKG) – findet sich nur noch in einzelnen Friedhofskapellen oder einigen entlegenen Orten. Und vielleicht in Privathaushalten. Gut 40 Jahre war dieses Buch in Gebrauch. Zuletzt galt es als recht verstaubt, einseitig und überholungsbedürftig. Aufgrund zahlreicher ideologischer Engführungen kam der Wunsch nach Veränderungen auf. In einem langen Arbeitsprozess wurde das EG erarbeitet. 1978 gab es den Startschuss. In den Jahren von 1979 bis 1991 gab es insgesamt 134 Sitzungen mit 284 Sitzungstagen: also fast eine Sitzung pro Monat mit teilweise knapp 50 Teilnehmern.¹

Das Ergebnis konnte sich sehen lassen. Das Evangelische Gesangbuch ist insgesamt positiv aufgenommen worden – auch wenn neueste Lieder (also solche aus den 1970er und 1980er Jahren) insgesamt wenig Berücksichtigung gefunden haben. Dafür mag es (zum Teil vielleicht sogar gute) Gründe geben, gleichwohl schimmerte schon zum Zeitpunkt der Einführung des EG ein Kritikpunkt durch, der mittlerweile immer lauter artikuliert wird: Das EG ist in seinem Liedbestand antiquiert und aus diesem Grund revisionsbedürftig.

In verschiedenen Internetforen, Malinglisten oder Facebookgruppen wird der Veränderungsbedarf vehement angemahnt. Das Erscheinen des neuen „Gotteslob“ hat die Diskussion noch weiter angefacht. Seit 2015 gibt es in der Zeitschrift „Musik und Kirche“ die Reihe „Brauchen wir ein neues evangelisches Gesangbuch?“. Und gleich in der ersten Stellungnahme schreibt Matthias Schneider:

„*Das Evangelische Gesangbuch* ist bereits mehr als zwei Jahrzehnte alt. Bot es einst innovative Ansätze, so ist es inzwischen in die Jahre gekommen. Zahlreiche neue Liedsammlungen aus unterschiedlichen Traditionen, Kirchentagslieder, Gospel-Songs und Worship-Lieder, sind daneben erschienen und bilden ab, was landauf, landab gerne gesungen wird. Doch auch die Tradition ist reich an Schätzen. In der bald fünfhundertjährigen Geschichte evangelischen Singens entstand eine schier unüberschaubare Fülle von Liedern [...]. Viele davon werden heute noch gern gesungen. Andere sind so sperrig, dass man zunächst eine Erläuterung braucht, will man sie recht verstehen. Gesangbucharbeit ist ständig herausgefordert, auf aktuelle Bedürfnisse zu reagieren. [...] Das neue *Gotteslob* macht vor, wie der Weg zu beständiger Erneuerung konsequent ge-

¹ Auskunft von Hans Christian Drömann in einer Sitzung des Musikausschusses der Liturgischen Konferenz während der Frühjahrstagung 2013.

gangen werden kann: Neue Lieder aus verschiedenen (geistlichen und musikalischen) Traditionen verbinden sich dort mit ‚neuen‘ älteren Liedern [...] und ‚älteren‘ neuen Liedern [...]. Auch für das *Evangelische Gesangbuch* muss für die je verschiedenen Bedürfnisse des Singens immer wieder neu nach geeigneten Ausdrucksformen gesucht werden. Neben der behutsamen Überarbeitung des Bestandes aus der reichen Tradition sollte es den Weg entschieden weitergehen, der vor zwei Jahrzehnten eingeschlagen wurde: mehrstimmige, antiphonale und responsoriale Lieder, Refrain-Formen, Kanons und Singsprüche bereitzustellen, die gerne gesungen werden und helfen können, das Singen in den Gemeinden lebendig zu erhalten. Zugleich kann dies den Blick öffnen für Zielgruppen, die das gegenwärtige Gesangbuch nicht erreicht. Wenn wir bis 2024, zum 500-jährigen Jubiläum des evangelischen Gesangbuchs, diesem Anspruch nachkommen wollen, dann wird es Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen.“²

Vor dem Hintergrund dieser Diskussionen ist die vorliegende empirische Untersuchung zu verstehen. Sie dient dazu, über das subjektive Empfinden hinauszublicken. Sie soll helfen, die eigenen Eindrücke und all das, was man dem unmittelbaren persönlichen Umfeld zu entnehmen glaubt, richtig einzuordnen. Dabei geht es zunächst einmal um die Fragen: Wie gut ist das EG eigentlich (noch)? Wie zufrieden sind seine Nutzer/innen mit ihm? Wie zeitgemäß ist seine Konzeption? Wie passend sein Liedbestand? Und wie wird es eigentlich genutzt? Und erst am Ende dieser Fragen wird man eine Tendenz erkennen können, ob wir ein neues Gesangbuch brauchen/wollen oder nicht.

Auch wenn aufgrund veränderter Kommunikationsmöglichkeiten ein etwas strafferer Arbeitsprozess als noch beim EKG möglich sein könnte, ist es doch im Hinblick auf erhebliche zu erwartende Redaktionsarbeiten und -mühen für ein neues Gesangbuch doch zumindest interessant, ob ein solches überhaupt gewünscht ist und benötigt wird. Unter diesem Blickwinkel möchte ich die Ergebnisse der Untersuchung im Hinblick auf 1. die grundlegende Konzeption des EG, 2. den Liedbestand des EG und 3. die mediale Gestaltung des EG zu deuten versuchen.

3 Perspektiven

Vorangestellt die empirische Erkenntnis: das EG kommt (nach wie vor) gut an – sowohl unter den Gemeindegliedern (82,4% „eigentlich zufrieden“ und „sehr zufrieden“) als auch unter den Professionellen (80%). Die recht hohe Zufriedenheitsquote schwächt sich bei den jüngeren Befragten ab – wobei dies bei den Gemeindegliedern (44% der 18-34-Jährigen „unzufrieden“) stärker ausgeprägt ist als bei den Profis (26%). Wenn man sich dann vor Augen führt, dass sogar 74% der 18-34-jährigen Gemeindeglieder das EG für nicht mehr zeitgemäß erachten, lässt sich aus den Ergebnissen eine gewisse Handlungsnotwendigkeit ablesen. Vor allem auch deswegen, weil diejenigen, die mit dem EG arbeiten müssen, zum Teil erheblichen Veränderungsbedarf anmelden: 49,4 %

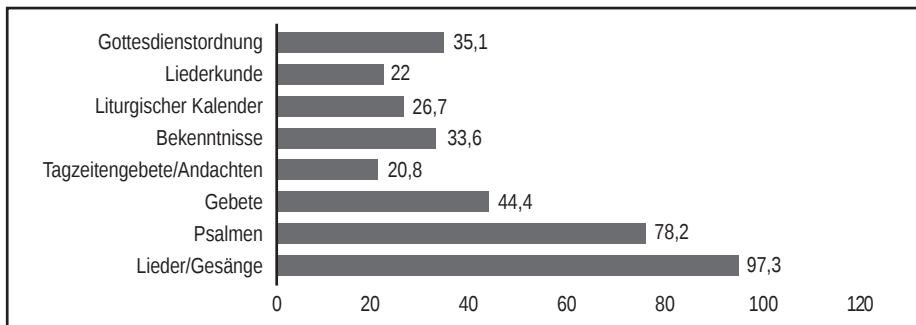
² Musik und Kirche 3/2015, 200f.

der Pfarrer/innen halten Veränderungen für nötig und 23,3% pochen sogar auf eine „umfassende Veränderung“. Bei den Kirchenmusikern sind die Zahlen zwar niedriger (37% und 11%), dennoch aber stimmt ein solcher Befund nachdenklich. Und insbesondere wenn man sich die recht langen Arbeitsprozesse vor Augen führt, die für die Entstehung eines neuen Gesangbuchs wohl nötig sein werden, scheint es geboten, über dessen Entwicklung nachzudenken.

1. Konzeption

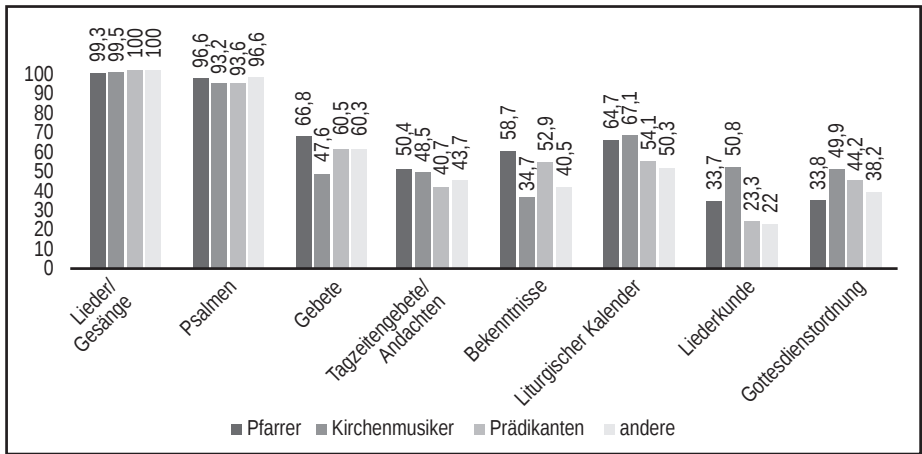
Auf den ersten Blick erscheinen diese Ergebnisse widersprüchlich: eine relativ hohe Grundzufriedenheit mit dem EG fällt zusammen mit einem als erheblich eingeschätzten Veränderungsbedarf. Schaut man darauf, in welchem Maße die einzelnen Teile des EG genutzt werden, wird deutlich, dass die Konzeption des EG und seine Gestaltung mit zahlreichen Gebeten, Texten und Beigaben über die bloßen Gesänge hinaus grundsätzlich als positiv bewertet wird. Entsprechend hoch ist die Nutzungsstatistik der unterschiedlichen Teile:

Abb. 1: Frage 1.4. Gemeinde: Welche Teile des EG nutzen Sie? (Mehrfachnennungen)



Quelle: Datensatz Gemeinde, N01459-1462, Angaben in Prozent.

Abb. 2: Frage 1.2. Profi „Welche Teile des EG nutzen Sie?“ nach Berufsgruppen



Quelle: Datensatz Profis, N=1503-1506, Angaben in Prozent.

Selbst Teile wie die „Liederkunde“ und der „Liturgische Kalender“ werden von mehr als 20 % der Gemeindeglieder genutzt (vgl. Abb.1). Und jeder Teil des Gesangbuchs wird von deutlich mehr als der Hälfte der Befragten als „eher wichtig“ oder „sehr wichtig“ eingestuft (vgl. Tab 1).

Tabelle 1: Frage 1.6. Gemeinde: „Wie wichtig sind Ihnen folgende Teile des EG?“

	unwichtig	eher unwichtig	eher wichtig	sehr wichtig	kenne ich nicht	N
Lieder/Gesänge	0,3	0,5	8,6	90,6	0,1	1412
Psalmen	1,2	5	35,3	58,3	0,2	1333
Gebete	2,7	18,4	47,5	30,7	0,7	1230
Hinweise und Gebete zum Gottesdienst	9,3	28,6	40,9	19,3	1,8	1148
Tagzeitengebete/Andachten	10,4	33,7	39,8	13,2	2,9	1087
Bekenntnisse/Lehrzeugnisse	10,7	31,3	40,1	15,2	2,6	1057
Liturgischer Kalender	11	29,6	38,1	16,9	4,4	1073
Liederkunde	12,2	34	34,3	14	5,5	1086
Gottesdienstordnung	8,7	23,9	41,6	24,2	1,6	1159

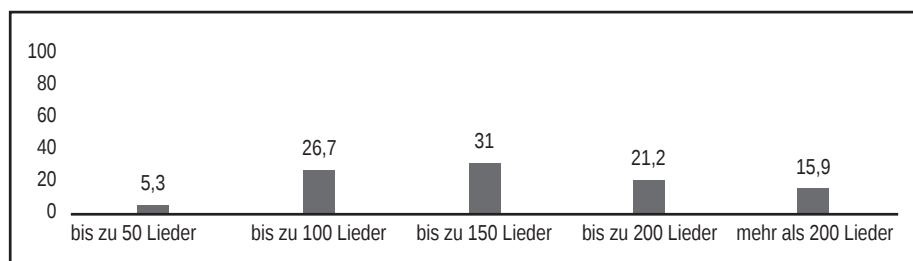
Quelle: Datensatz Gemeinde, N=1057-1412, Angaben in Prozent.

Beides sind eindeutige Hinweise darauf, dass auch in einem zukünftigen Gesangbuch diese Elemente enthalten sein sollten. Und beides sind starke Hinweise darauf, dass ein Veränderungsbedarf hinsichtlich der grundsätzlichen Konzeption des EG nicht existiert.

2. Liedbestand

Anders sieht es im Bereich der Gesänge aus. Recht einfach lässt sich als Ergebnis zusammenfassen: das EG enthält zu viele alte Lieder (Gemeinde: 31%, Profis: 41%) und zu wenig neue Lieder (Gemeinde: 53%, Profis: 69%). Für ein neues Gesangbuch bedeutet dies die zusätzliche Aufnahme zahlreicher neuer Lieder – zum Teil auch in Rubriken, die bisher zu einseitig bestückt sind.³ Nun sind zwar die Befragten tendenziell der Meinung, neue Lieder sollten nicht unbedingt alte Lieder verdrängen. Aus kirchenmusikalischer Sicht (vor allem in Hinblick auf eine mögliche Repertoirebildung) kann es jedoch nicht sinnvoll sein, den Liedbestand eines neuen Gesangbuchs gegenüber dem EG zu erhöhen. Ohnehin wird in den meisten Gemeinden nur ein Bruchteil des Liedbestandes des EG im Laufe eines Jahres gesungen:

Abb. 3: Frage 2.1. Profis: „Wie viele verschiedene Lieder werden in Ihrer Gemeinde im Laufe eines Jahres gesungen?“ allgemein



Quelle: Datensatz Profis, N= 1618, Angaben in Prozent.

Tabelle 2: Frage 2.1. Profis, nach Berufsgruppen

	Pfarrer	Kirchenmusiker	Prädikanten	andere
bis zu 50 Lieder	4,8	2,6	8,8	10,1
bis zu 100 Lieder	28,2	20,2	29,6	30,8
bis zu 150 Lieder	31,2	33,3	30,2	30,2
bis zu 200 Lieder	19,5	25,9	18,9	18,9
mehr als 200 Lieder	16,4	18,1	12,6	10,1

Quelle: Datensatz Profis, N= 1442, Angaben in Prozent.

Ob in einer Gemeinde wirklich mehr als 200 verschiedene Lieder im Jahr gesungen werden (bezogen auf den Gottesdienst würde dies bedeutet, dass pro Gottesdienst mindestens drei bisher im Jahr noch nicht gesungene Lieder vorkommen müssten), mag

³ Vgl. Abschnitt 4 im Aufsatz von Yvonne Jaeckel und Gert Pickel.

vielleicht bezweifelt werden. Und selbst hier wäre die Gesamtanzahl der Lieder im EG um ein Vielfaches größer als die Durchschnittsverwendungen in der Gemeinde (vgl. Abb. 3).

Sicherlich lässt sich daraus nicht der Schluss ziehen, den Liedbestand eines neuen Gesangbuchs radikal zu verkleinern – was schon aus praktischen Gründen (Berücksichtigung aller Rubriken, Aufnahme sämtlicher Wochenlieder, Übernahme von Kern- und Traditionsliedern etc.) kaum wahrscheinlich und auch nicht sinnvoll wäre, weil es die Akzeptanz eines neuen Gesangbuchs in einer möglichst großen Breite von Frömmigkeitsstilen und Gemeindestrukturen sowie eine weitreichende Nutzung auch außerhalb des Gottesdienstes verhindern könnte.

Es ist insgesamt erfreulich, dass das EG eben tatsächlich nicht nur ein Liederbuch für den Gottesdienst ist, sondern auch darüber hinaus breit genutzt wird.

Tabelle 3: Frage 1.3. Gemeinde: „Wo nutzen Sie das EG und wie oft?“

	häufig	gelegentlich	nie
Gottesdienst/Andacht	92,4	7	0,6
Musikgruppen	29,3	41,4	29,2
Gemeindekreise	36,9	39,4	23,7
Konfirmandenunterricht	11,6	14,9	73,5
Zuhause	23,4	54,2	22,4
Schule	1,8	11,2	87
Hauskreis	19,3	25,7	55
Krankenbesuche	8,4	21,5	70
Fernseh-GD	11,9	21,4	66,6

Quelle: Datensatz Gemeinde; N= 551-1442, Angaben in Prozent.

Tabelle 4: Frage 1.1. Profi: „Wo wird in Ihrer Gemeinde das EG genutzt und wie oft?“

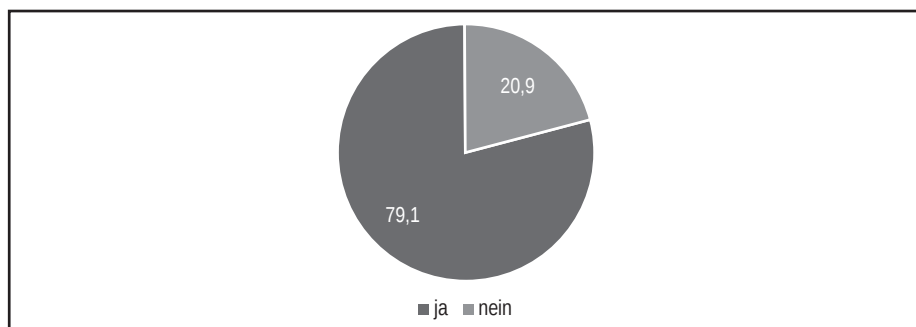
		Pfarrer	Kirchenmusiker	Prädikanten	andere
Gottesdienst/Andacht	nie	0	0	0	0
	gelegentlich	1	0,7	1,2	1,1
	häufig	99	99,3	98,8	98,9
Chor/Musikgruppen	nie	16,6	7,3	12,1	9,1
	gelegentlich	61,1	68,2	62,9	68,9
	häufig	22,3	24,6	25	22
Gemeindekreise	nie	4,2	3,7	6,6	4,1
	gelegentlich	45,2	53	48,9	53,8
	häufig	50,6	43,4	44,5	42,1

		Pfarrer	Kirchenmusiker	Prädikanten	andere
Konfirmandenunterricht	nie	18,3	14,1	11,8	20
	gelegentlich	53,7	57,9	51,3	44,2
	häufig	28	27,9	37	35,8
Zuhause	nie	17,7	12,9	14,8	12,1
	gelegentlich	55,6	50,1	56,3	58,6
	häufig	26,6	37	28,9	29,3
Schule	nie	71	67,6	55,8	77
	gelegentlich	24,6	27,1	37,9	18
	häufig	4,3	5,3	6,3	5
Hauskreis/Gesprächskreis	nie	26	22,6	30,2	28,6
	gelegentlich	49,3	56,4	43,1	46,4
	häufig	24,7	21	26,7	25
Haus-/Krankenbesuche	nie	25,1	24,4	15,3	24
	gelegentlich	58,1	60,3	62,2	54,8
	häufig	16,7	15,4	22,4	21,2

Quelle: Datensatz Profis, N=998-1503, Angaben in Prozent.

Relativ erstaunlich ist, dass offenbar nur von wenigen eine alternative Liedsammlung zum EG genutzt wird (vgl. Abb. 4 & Tab. 5):

Abb. 4: Nutzung einer Liedsammlung Profis allgemein



Quelle: Datensatz Profis, N=1658, Angaben in Prozent.

Tabelle 5: Nutzung Liedsammlung Profis nach Berufsgruppen

	Pfarrer	Kirchenmusiker	Prädikanten	andere
Liedersammlung ja	26,6	14,9	16,5	18,3

Quelle: Datensatz Profis, N=1477, Angaben in Prozent.

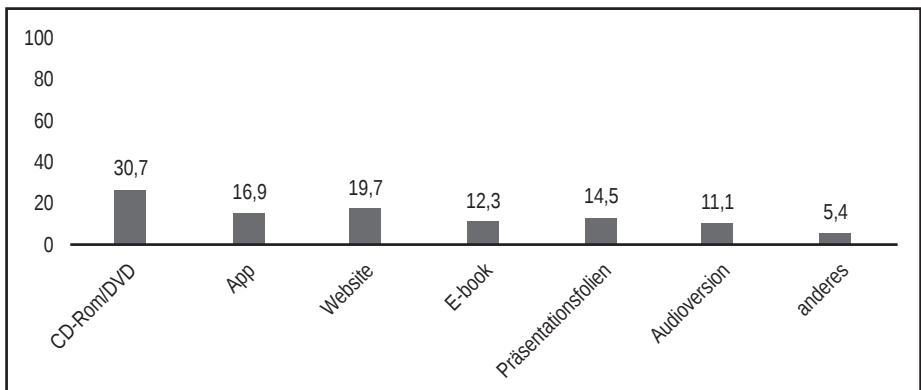
Es ist relativ unwahrscheinlich, dass in der Arbeitspraxis von fast 80 % der befragten Profis ausschließlich EG-Lieder eine Rolle spielen – insbesondere weil der Wunsch nach neuen Liedern doch stark verbreitet ist. Es wird vermutlich so sein, dass an dieser Stelle auf Liedzettel o.ä. zurückgegriffen wird.

Dass von den gängigen Beiheften oder Liederbüchern die Reihe „Feiert Jesus!“ von 13,7 % der befragten Gemeindeglieder „häufig“ bzw. 18,2 % „gelegentlich“ und damit am häufigsten neben dem EG genutzt wird, verwundert aufgrund des vollständigen Fehlens von Praise&Worship im EG nicht. Insbesondere an dieser Stelle wird ein neues Gesangbuch erheblich nachsteuern müssen.

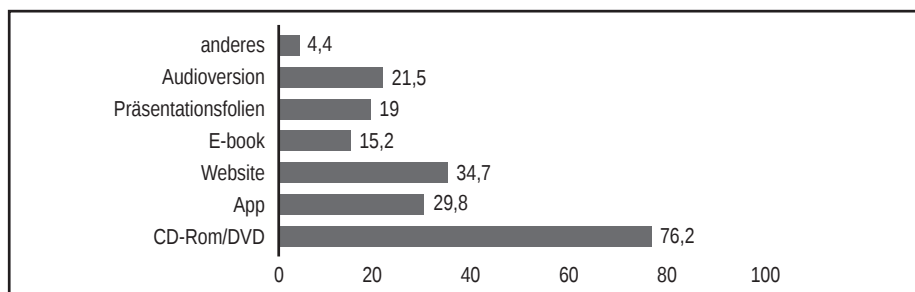
3. Mediale Formate

Wann auch immer es zu einem neuen Gesangbuch kommen wird, nach dem Wunsch der Befragten sollte es das in verschiedenen medialen Formaten geben (vgl. Abb. 5):

Abb. 5: Frage 4.6. Gemeinde: „In welchem Format würden Sie neben der Buchausgabe ein neues EG nutzen wollen?“



Quelle: Datensatz Gemeinde, N=1251, Angaben in Prozent.

Abb. 6: Formatwünsche Profis allgemein

Quelle: Datensatz Profis, N=1612-1616, Angaben in Prozent.

Tabelle 6: Formatwünsche Profis nach Berufsgruppen

	Pfarrer	Kirchenmusiker	Prädikanten	andere
CD-Rom/DVD	86	66,9	73,5	75,9
App	29	33,1	29,4	27,2
Website	35,1	39	31,9	29
E-book	13,1	19,9	12,3	17,3
Präsentationsfolien	19,4	15	24,5	23,5
Audioversion	29,1	10	25,2	19,8

Quelle: Datensatz Profis, N=1446-1449, Angaben in Prozent.

Ob in 10 bis 15 Jahren die CD-ROM/DVD noch das Medium der ersten Wahl sein wird, mag zweifelhaft sein. Vermutlich wären Cloud-Lösungen sinnvoller, wenn auch lizenzrechtlich wohl schwieriger zu realisieren. Dabei stellt sich die grundsätzliche Frage, welche Konsequenzen die latente Erweiterbarkeit einer solchen Lösung auf den Liedbestand haben wird. Wäre es denkbar, dass es eine Art digitales Supplement gibt, das – redaktionell betreut – auf Veränderungen der Liedkultur reagiert und experimentierfreudiger ist, als das kanonisierte Buch? Weil es aber das Gesangbuch allein aus Symbol- aber auch aus zahlreichen praktischen Gründen natürlich auch gedruckt (als konventionelles Buch) geben soll, sind die Möglichkeiten kontinuierlicher Ergänzungen sicherlich begrenzt.

Sollte es bis zu einem neuen Gesangbuch noch dauern, wäre über entsprechende mediale Ergänzungen zum EG nachzudenken. Das existierende „EG digital“ entspricht in seiner Bedienbarkeit und in seinen technischen Möglichkeiten kaum dem State of the Art.

Ein kurzes Fazit

Wenn überhaupt kann man aus den erhobenen Daten wohl nur einen leisen Ruf nach einem neuen Gesangbuch ableiten. Die Zufriedenheit ist relativ groß, Veränderungen sollen eher behutsam sein, auf keinen Fall revolutionär. Alte Lieder sollen nicht wirklich verschwinden, gute neue Lieder dazukommen. Insgesamt wenig überraschend. Lediglich im Hinblick auf die angedeuteten Generationeneffekte scheint ein etwas akuterer Handlungsbedarf zu herrschen: die Akzeptanz des EG wird nachlassen, die Generation der um die 30-Jährigen verspürt offenbar ein gewisses Interesse an einem „eigenen“ Gesangbuch.

Dabei lässt sich aus dem erhobenen empirischen Material relativ einfach ablesen, wie dieses neue Gesangbuch aussehen könnte: eigentlich genau so wie das alte, nur mit mehr neuen Liedern. Die Forderung nach einem neuen Gesangbuch resultiert nämlich nicht aus einer Unzufriedenheit mit der Konzeption und Anlage des EG, sondern aus seinem Liedbestand. Das ist nun bei einem älteren Liederbuch nicht erstaunlich. Da mittlerweile eine ganze Reihe von landeskirchlichen Ergänzungsheften entstanden ist, die diesen Mangel auszugleichen versuchen, ist eine besondere Eile nicht geboten. Musikalisch ist die Lösung aus einem eher traditionellen EG und ergänzenden (auch kurzlebigeren) Beiheften durchaus sinnvoll und zufriedenstellend. Wenn es aber dann einmal an die Arbeit geht, einen neuen Liedbestand für ein verbindliches evangelisches Gesangbuch im deutschen Sprachraum zu schaffen, sollte nicht der Fehler des EG wiederholt werden, von vornherein relativ wenige zeitgenössische Lieder aufzunehmen. Darüber dass es ein solches Gesangbuch für die deutschsprachige evangelische Christenheit geben sollte, kann nach der Umfrage eigentlich kein Zweifel bestehen. Ergänzt um spezifische Regionalteile ist die Idee des Einheitsgesangbuches offenbar noch aktuell. Als identifikationsstiftendes Element ist das EG von hoher Bedeutung – auch und gerade in gedruckter Form. Neben der Auswahl der neuen und dem Streichen einiger alter Lieder ist die entscheidende Frage, die sich bei der Neukonzeption eines Gesangbuchs stellt vermutlich die der medialen Aufbereitung. In Zeiten von Apps, Clouds und E-Books wird es die Aufgabe einer neuen Gesangbuchredaktion sein, das evangelische Einheitsgesangbuch medial in die Zukunft zu transformieren. Und es wird darauf ankommen, aus neuen medialen Formaten Nutzen zu ziehen. Vor allem auch zur Verbreitung der Lieder des Gesangbuchs. Denn natürlich ist auch ein neues Gesangbuch kein Selbstzweck. Es dient dazu, Lieder und Gesänge bereit zu stellen, die von möglichst vielen Menschen gut und gern gesungen werden. Und es wird eine entscheidende Aufgabe kirchenmusikalischer Arbeit im weiteren Lauf des 21. Jahrhunderts sein, die Lieder aus dem Gesangbuch – aus welchem auch immer – bekannt und vertraut zu machen, wofür sicherlich eine umfassende Bereitstellung von Tonaufnahmen in ansprechender und werbender Qualität nötig sein wird.⁴ Das wird zweifelsohne Geld kosten, es wird aber nötig sein, damit die Lieder des Gesangbuchs in Gebrauch kommen: die ganz

4 Dass diese nicht alternativ, sondern nur ergänzend zu qualifiziertem kirchenmusikalischen Personal existieren können, ist selbstverständlich. Nach wie vor wird der Weg zum Singen für viele Menschen über eine gute Vermittlung von Liedern in verschiedensten Kontexten laufen.

alten, die neuen alten, die alten neuen und die ganz neuen. Allein mit einem neuen Gesangbuch ist es nicht getan – es kann lediglich ein Hilfsmittel sein, damit mit den Menschen auch in Zukunft im Gottesdienst und an anderen Orten zu singen.

Das Gesangbuch und der Gottesdienst der Zukunft

ILSABE ALPERMANN

1524 erschien in Erfurt eines der ersten evangelischen Gesangbücher überhaupt. Das sogenannte Erfurter Enchiridion enthielt nicht mehr als 25 Lieder. Heute singen die evangelischen Gemeinden in Deutschland aus dem Evangelischen Gesangbuch in der Gestalt der in der jeweiligen Landeskirche eingeführten Ausgabe. Der Stammteil enthält 535 Lieder, eingeschlossen Kanons und andere Gesänge. Dazwischen liegen 500 Jahre evangelischer Gesangbuchgeschichte. Das Gesangbuch ist etwa 300 Jahre lang gewachsen. Jede Epoche hat ihre eigenen Lieder hinzugefügt. Besonders ergiebig waren in dieser Hinsicht das 17. Jahrhundert und die Zeit des Pietismus. Mit ihm erlangten die Gesangbücher ihren größten Umfang. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wurde im Wesentlichen hinzugefügt, was aus den Impulsen von Frömmigkeit und Theologie, poetischer Kunst und Zeitgeist erwuchs. So waren Gesangbücher mit 1000 und mehr Liedern keine Seltenheit¹. Die aufgeklärten Theologen des 18. Jahrhunderts griffen nicht nur in den Gottesdienst, sondern zugleich auch in das Gesangbuch ein. Sie wollten Gottesdienste auf der Höhe der Zeit feiern und die Menschen ihrer Gegenwart ansprechen und erreichen. Aufgeklärtes Gedankengut wurde bedenkenlos in die Gottesdienste hineingetragen. Moralische Belehrung, Besserung, Verpflichtung zur Selbstliebe sind einige aufgeklärte Anliegen, die sich auch im Liedgut der Epoche niederschlagen. Zum ersten Mal wurde in großem Stil Liedgut aus dem Gesangbuch ausgeschieden. Hier handelten die Gesangbuchherausgeber oft gegen die Empfindungen und Bedürfnisse der Gemeinden. Um altes, aus ihrer Sicht nicht mehr tragbares Liedgut dennoch den Gemeinden zu erhalten, wurde schonungslos in die Texte eingegriffen. Was gesungen wurde, sollte in einem präzisen Sinne richtig sein², für poetische Sprachbilder, Metaphern und traditionelle Sprachformen des Glaubens hatte man wenig Verständnis. Die aufgeklärte Radikalität wurde im 19. Jahrhundert durch entschlossene Restaurations abgelöst. Man kehrte zu den alten Texten zurück, was auch bedeuten konnte, dass die Gesangbücher aus dem 18. Jahrhundert einfach wieder verwendet wurden. Das Prinzip heutiger Gesangbücher mit einem überregionalen Stammteil, ergänzt durch regionale Eigenteile, nahm seinen Ausgang in der Eisenacher Kirchenkonferenz. Hier entstand 1854 eine Kernliedersammlung mit 150 Liedern, die dann von einigen Landeskirchen als Stammteil übernommen wurde.

1 Das bedeutende pietistische Gesangbuch von Johann Anastasius Freylinghausen, Halle 1741, enthält 1582 Lieder.

2 Paul Gerhardt dichtete 1647 „Nun ruhen alle Wälder, / Vieh, Menschen, Städt und Felder, / es schläft die ganze Welt“ (EG 477) – aber das *stimmt* eben nicht. Inzwischen wusste man ja längst, dass immer nur ein Teil der Menschheit schläft. Also wurde der Liedtext verändert.

Etwa alle 50 Jahre erscheint ein neues Gesangbuch. So jedenfalls zeigt es die in dieser Hinsicht exemplarische Geschichte der Berliner Gesangbücher vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. 1950 wurde das Evangelische Kirchengesangbuch (EKG) eingeführt, 1993 die ersten Ausgaben des Evangelischen Gesangbuchs (EG). Jedes neue Gesangbuch antwortet auf spezifische Herausforderungen und ist dabei doch zugleich seinen Vorgängern verbunden und verpflichtet. Das EKG als Gesangbuch der Nachkriegszeit trug zur Integration der Geflüchteten bei und sollte dem neu geordneten kirchlichen Leben eine starke Stütze in den Händen der singenden Gemeinde sein. Das EG spiegelt mit der Aufnahme neuen Liedguts aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der Öffnung gegenüber dem geistlichen Volkslied des 19. Jahrhunderts die weitere Entwicklung gottesdienstlichen Lebens und Erlebens wider. Das Neue Geistliche Lied und – in ökumenischer Öffnung – fremdsprachiges, ins Deutsche übertragenes Liedgut bereicherten das gottesdienstliche Singen und drängten in das Gesangbuch. Umgekehrt wirkt ein neues Gesangbuch auch auf die Gottesdienste ein. Ein schönes Beispiel dafür ist das Psalmgebet im Eingangsteil des Gottesdienstes. Mit dem Stammteil des EG stand eine Psalmenauswahl zur Verfügung, die das Wechselgebet im Gottesdienst leicht ermöglichte. Fast überall ist es inzwischen selbstverständlicher Brauch geworden.

Die Rezeptionsstudie zum EG ist ein notwendiger Schritt hin zu einer Überarbeitung des EG, die zeigt, dass es Veränderungen geben muss. Maß, Richtung und Ziel einer Revision sind jedoch erst noch zu bestimmen und auszuhandeln. Es ist zu erwarten, dass dies ein spannungsvoller Prozess wird. Er gewinnt seine Brisanz aus der Frage, welche Gottesdienste mit welcher Beteiligung zukünftig gefeiert werden. Wie wird sich das gottesdienstliche Leben im Durchschnitt der Gemeinden entwickeln? Welche Prägung werden die Menschen mitbringen, die die Gottesdienste besuchen? Noch gibt es genügend Sängerinnen und Sänger, die das alte Liedgut kennen und schätzen. Aber diese Gruppe wird kleiner. Das lässt sich gut an den Lied- und Musikwünschen für Trauungen ablesen. Hier überwiegt inzwischen eindeutig das NGL, also das Liedgut, das die Paare in ihrer Jugend kennengelernt haben. Der entscheidende Abbruch geschieht ja nicht im Gottesdienst, sondern im kirchlichen Unterricht. Was Kinder und Jugendliche nicht lernen, was ihnen nicht nahegebracht wird, bleibt fremd. Die Kernliederliste ist der Versuch, wenigstens einen kleinen Kanon traditioneller Lieder zu sichern. Aber was geschieht mit den mehreren hundert Liedern, die einfach nicht mehr vorkommen, die nicht für den Gottesdienst ausgewählt werden, die im Unterricht schon lange keinen Platz mehr haben, die allenfalls in Gemeindekreisen oder sehr traditionell orientierten Gemeinden noch überleben? Mit den nachwachsenden Pfarrergenerationen werden auch sie immer mehr ins Hintertreffen geraten. Ich erlebe in meiner Arbeit mit Prädikanten und Lektorinnen – die agendarische Gottesdienste mit Lesepredigten leiten – immer wieder, dass auch mit dem Gottesdienst vertrauten Menschen mittleren Alters viele Lieder, die einmal fester Bestandteil gemeindlichen Singens waren, inzwischen unbekannt sind.

Wir werden uns auf ein verändertes Gesangbuch einstellen müssen. Dabei kann helfen, sich noch einmal vor Augen zu stellen, wozu ein Gesangbuch da ist. Es ist das gottesdienstliche Rollenbuch der Gemeinde. Darum ist die Frage des Gesangbuchs eben eng verknüpft mit der Frage unseres zukünftigen gottesdienstlichen Lebens. Das Gesangbuch dient dem, was zu dem Wunderbarsten unserer Tradition zählt: dem lebendigen Singen, das dem eigenen Glauben Ausdruck geben kann und damit alles umgreift, was uns in der Tiefe berührt und bewegt. Unsere Kirchen sind beinahe die einzigen verbliebenen Orte für öffentliches gemeinsames Singen. Diesen Schatz gilt es zu bewahren. Im Gesangbuch Liedgut zur Verfügung zu stellen, das dafür taugt, muss uns ein Anliegen sein.

Es wäre zu einfach, sich hierbei auf die gewohnte Kerngemeinde der agendarischen Sonntagsgottesdienste zu beschränken. In dem Maße, in dem sich Gottesdienstformate ändern und öffnen, wird sich auch das Gesangbuch verändern müssen. *Öffnen* – das heißt zunächst erst einmal, dass die Gemeinde wahrnimmt, dass ihre Gottesdienste öffentliche Gottesdienste sind. Hier versammelt sich die Gemeinde mit denen, die dazu kommen: Kurgäste und Touristen, Tauffamilien und Trauernde, Randsiedler, Konfirmandeneltern und hoffentlich immer wieder auch zufällige Gelegenheitsbesucher.

Eine Öffnung erlebt auch der Gottesdienst selbst. Neben die agendarischen Gottesdienste treten andere Formen für bestimmte Zielgruppen, andere Zeiten und Orte und diverse Mischformen der Integration offener Elemente in die agendarische Form. Die Bemühungen um den Gottesdienst, das Ringen um Qualität und Attraktivität ist in der Gottesdienstberatung allenthalben zu spüren. Es geht um die Beheimatung der Randsiedler, um das Erschließen des Gottesdienstes für Menschen, die nur selten kommen. Niedrige Schwellen sind ein großes Thema, aber nicht in dem Sinne, dass der inhaltliche Anspruch gesenkt werden müsste, sondern eher so, dass Gemeinden sich klar darüber werden, dass ihre Schwellen meist viel höher sind, als sie selbst meinen und wahrnehmen. Zur Niederschwelligkeit gehört Offenheit gegenüber den Menschen, die kommen. Das bedeutet, ihnen da entgegenzukommen, wo es leicht möglich ist: die freundliche Begrüßung am Eingang, Hilfestellungen beim Zurechtfinden in einer ungewohnten Umgebung und in einem fremden Geschehen. Niederschwelligkeit kann nicht bedeuten, agendarische Gottesdienste auf das Niveau schlecht gemachter Familiengottesdienste abzusenken. Wenn Gottesdienstungeübte auf eine Gemeinde treffen, die ihnen freundlich begegnet und zugleich mit Selbstverständlichkeit ihren Gottesdienst feiert, so stimmig, form- und rollenbewusst wie möglich, wird dies am überzeugendsten sein. Denn fremd ist das, was im Gottesdienst begegnet, auf jeden Fall. Ein ansprechendes Gesangbuch, schön gestaltet und dazu angetan, entdeckt zu werden, könnte sich im besten Fall als Brückenbauer erweisen.

Was sollen und was wollen Menschen im Gesangbuch finden? Während gottesdienst-erfahrene Menschen inzwischen wissen, dass es im Gesangbuch keine Seitenzahlen gibt (jedenfalls nicht in der Stammausgabe) und auch die angeschlagenen Psalmen ab Nr. 701 finden, beobachte ich immer wieder Gottesdienstbesucher, die sich einfach nicht zurechtfinden. Das relativ dicke Buch, das ihnen am Eingang wie selbstverständlich gereicht wird, erschließt sich nicht. Es ist ein Buch für Insider, für Menschen, die Bescheid wissen. Es ist nicht gemacht, um Menschen etwas nahezubringen, was ihnen

bisher fremd ist. Und es ist nicht einladend, darin zu blättern, um etwas zu entdecken. Einige nach 1993 erschienene landeskirchliche Ausgaben sind mit Mehrfarbdruck und Illustrationen zwar etwas ansprechender gestaltet, aber das ändert nichts am Gesamteindruck: Das derzeitige Evangelische Gesangbuch ist für die singende Kerngemeinde gedacht.

Das Gesangbuch ist mehr als die Sammlung der für den Gottesdienst zur Verfügung gestellten Lieder und Psalmen. Als das gottesdienstliche Rollenbuch in der Hand der Gemeinde muss es von seinen Nutzern her gedacht und gestaltet werden. Und dazu gehören die Vertrauten ebenso sehr wie die seltenen Gäste. Konfirmanden, von denen erwartet wird, dass sie die Gottesdienste besuchen, sollen darin gern blättern; ebenso Taufeltern, ihre Familien und Freunde. Damit stehen neben den Liedern auch die Beigaben und das gesamte Layout und Handling auf dem Prüfstand.

Mir scheint, wir stehen an einem Scheideweg. Die Zukunft des Gesangbuches steht zur Diskussion. Wird sich das Gesangbuch so wandeln können, dass es für die vielfältigen gottesdienstlichen Bedürfnisse heutiger Gemeinden taugt? Wird es gelingen, ein Gesangbuch zu schaffen, das einerseits das alle verbindende Kernrepertoire an Liedern weiter zur Verfügung stellt und zugleich flexible Randzonen durch die Einbeziehung neuer Medien aufweist, so dass schnell auf neue Entwicklungen und Bedürfnisse reagiert werden kann? Wenn das gelingt, kann eine fünfhundertjährige Geschichte weitergeführt werden. Misslingt es, werden immer mehr Gemeinden ihre neuen Lieder mit dem Beamer an die Wand werfen und auf ein Gesangbuch ganz verzichten.

Die Überarbeitung eines Gesangbuchs ist insofern ein schmerzlicher Prozess, als es gilt, Abschied zu nehmen. Die Auswertung der inzwischen eingeführten regionalen Anhänge und der Kirchentagsliederbücher wird ergeben, dass eine große Anzahl neuer Lieder in den Stammteil aufzunehmen ist. Dafür muss anderes weichen. Es braucht sicher keine weitere empirische Studie, um mühelos viele Lieder namhaft zu machen, die wenig oder gar nicht gesungen werden. Nun ist der gottesdienstliche Gebrauch allein noch kein hinreichendes Kriterium. Was schwerer wiegt, ist wohl der theologische Gehalt und der lebensweltliche Bezug manch alter Lieder, die sie inzwischen schwer erträglich machen. Wenn in Liedern von der Nachfolge Jesu die Aufgabe des eigenen Willens als Bedingung für ein Leben im Glauben besungen wird, wenn in Passionsliedern der Zorn Gottes über die Sünde der Menschen das Leben des Gottessohnes fordert, transportieren diese Lieder eine Theologie und eine Anthropologie, die uns Heutigen mit Recht zutiefst fraglich geworden sind.

Die Auswahl neuer Lieder für ein revidiertes Evangelisches Gesangbuch stellt vor andere Herausforderungen. Hier braucht es eine Verständigung über die Qualität von Liedern in textlicher und musikalischer Hinsicht. Stammteiltauglichkeit ist ein hoher Maßstab. Am Ende wird es darauf ankommen, eine gut ausbalancierte Ausgewogenheit zu erreichen. Respekt vor der evangelischen Liedtradition, ein hoher Gebrauchswert für agendarische und offene Gottesdienste und die leichte Zugänglichkeit sind die Anforderungen an ein modernes Gesangbuch.

Im Evangelischen Gottesdienstbuch sind sieben „maßgebliche Kriterien“ niedergelegt, denen die abschließende Bearbeitung der Agende gefolgt ist. Dazu gehört als drittes

das Folgende: „Bewährte Texte aus der Tradition und neue Texte aus dem Gemeindeleben der Gegenwart erhalten den gleichen Stellenwert.“ Dazu gibt es eine Erläuterung: „Im Gebrauch zeigt sich immer wieder, über welche Ausstrahlungskraft geprägte Texte aus der Tradition verfügen und wie eindrücklich sie wirken. Häufig vermitteln sie geistliche Erfahrungen und Weisheit, für die heute noch keine eigene Sprache gefunden ist. Gleichwohl ist es notwendig, heutige Sprachgestalt, Bilder und Texte in den Gottesdienst einzuführen, in denen die Beteiligten ihre Lebenswelt wieder erkennen und ihre persönlichen Erfahrungen nach eigenem Empfinden aussprechen können. Außerdem kommen durch neue Texte Situationen zum Ausdruck, die für die Gemeinde bedeutungsvoll sind, in der Tradition aber noch nicht vorkommen. Daher sollte darauf geachtet werden, dass traditionelle und neue Texte gleichwertig nebeneinander stehen.“³ Wenn wir dieses Kriterium sowohl für den Gottesdienst ernst nehmen als auch auf das Gesangbuch anwenden, brauchen wir eine Revision des Evangelischen Gesangbuchs – behutsam und beherzt zugleich.

3 Evangelisches Gottesdienstbuch, 15.

Ist die Zeit reif?

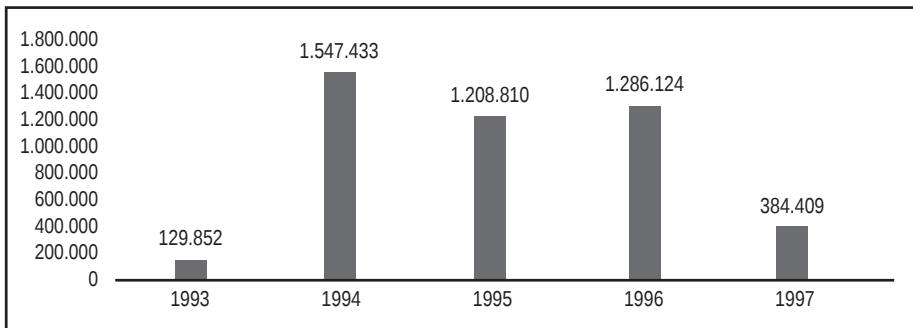
Brauchen wir ein neues Evangelisches Gesangbuch?

STEPHAN GOLDSCHMIDT

1. Die Ausgangslage

Bevor wir uns näher mit der Frage beschäftigen, ob die Zeit für ein neues Evangelisches Gesangbuch (EG) reif ist und ob der aufwändige und vermutlich mindestens zehn Jahre dauernde Erarbeitungsprozess für ein neues EG beginnen soll, lohnt sich ein kurzer Blick auf das aktuelle Gesangbuch, das man mit Fug und Recht als Erfolgsprodukt bezeichnen kann, als einen Bestseller im wahrsten Sinne des Wortes. Die Verkaufszahlen sprechen für sich: In den ersten fünf Jahren wurden mehr als 4.5 Millionen Exemplare des EG verkauft (siehe Tabelle 1).

Abb. 1: Verkäufe in den Jahren 1993 bis 1997

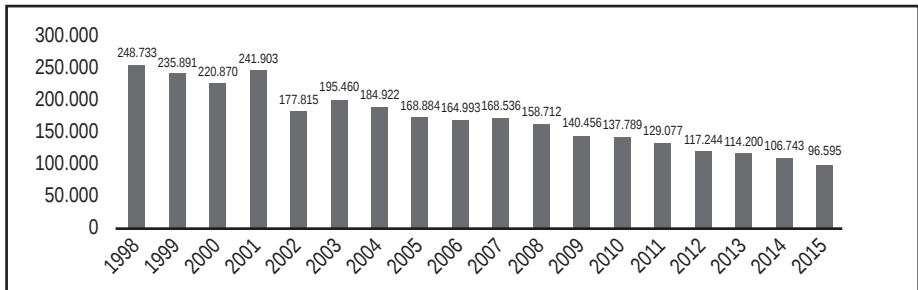


In den ersten Jahren nach der Einführung des EG wurden nach den im EKD-Kirchenamt vorliegenden Zahlen insgesamt 4.556.628 Exemplare verkauft.

Nach diesem furiosen Start normalisierten sich in den folgenden Jahren die Verkaufszahlen des EG. Dennoch wurden von 1998 bis heute noch einmal ca. 3 Millionen Exemplare des EG abgenommen (siehe Tabelle 2). Die Vermutung ist naheliegend, dass der Großteil der in den Jahren 1993 bis 1997 abgenommenen Gesangbücher für den gottesdienstlichen und gemeindlichen Gebrauch bestimmt war, während die Mehrzahl der anschließend verkauften Exemplare privat angeschafft wurde. Rückmeldungen aus einzelnen Verlagen, die das EG vertreiben, lassen darauf schließen, dass in den vergangenen Jahren ein Zusammenhang mit der Konfirmandenarbeit und der Konfirmation

bestand. So werden im Spätsommer vermehrt die kostengünstigen Basisausgaben gekauft und im Frühjahr die hochwertigen Geschenkausgaben.

Abb. 2: Verkäufe in den Jahren 1998 bis 2015



In den Jahren ab 1998 nahm der Absatz des EG fast kontinuierlich ab. Wurden 1998 noch fast 250.000 Exemplare verkauft, waren es 2015 erstmals weniger als 100.000.

Insgesamt konnten seit 1993 mehr als 7.500.000 Evangelische Gesangbücher verkauft werden. Sie sind in den Gemeinden in Gebrauch oder stehen millionenfach in den Bücherregalen von Privatpersonen. Die Nutzer sind mit dem Produkt EG zufrieden, wie die vorliegende Studie zeigt, die von der Liturgischen Konferenz in Zusammenarbeit mit der Abteilung Kirchen- und Religionssoziologie der Leipziger Universität gerade erarbeitet wird¹. Immerhin geben 56,2 % der Gemeindeglieder an, mit dem EG eigentlich zufrieden zu sein. 26,2 % sind sogar sehr zufrieden. Bei den Profis ist das Bild ähnlich: 60,2 % sind eigentlich zufrieden und 19,4 % sogar sehr zufrieden. Darüber hinaus stimmen zahlreiche der Befragten der Aussage zu, dass das EG für ihren Glauben von Bedeutung ist². Interessant ist, dass die Bedeutung des Gesangbuches für den eigenen Glauben mit dem Alter wächst: Stimmen bei den 18- bis 34-Jährigen nur 57 % dieser Aussage zu, so sind es bei den 45–44-Jährigen bereits 76 % mit steigender Tendenz bis hin zu 98 % bei den Hochaltrigen im Alter von über 80 Jahren.

Die Zufriedenheit bezieht sich vermutlich in erster Linie auf das Konzept des EG, das neben den Liedern des Stamnteils auch solche Lieder zur Verfügung stellt, die in einer bestimmten Region in Deutschland besonders gern gesungen werden, und das darüber hinaus Beigaben besitzt, die es über den gottesdienstlichen und gemeindlichen Gebrauch hinaus qualifizieren. Diese Textbeigaben des EG werden zumindest von einem Teil der Nutzer neben dem Liedteil genutzt, der von Yvonne Jaeckel und Gert Pickel als „Gemeindenaher Mehrfachnutzer“ bezeichnet wird. Diese mit immerhin ca. 30 % der gemeindlichen Nutzergruppe nicht zu unterschätzende Gruppe gibt an, dass das EG bei ihnen weit über den Gottesdienst hinaus im Gebrauch ist³ und dass neben den

1 Vgl. Yvonne Jaeckel / Gert Pickel: 6-32, hier: Abbildung 9 auf S. 22.

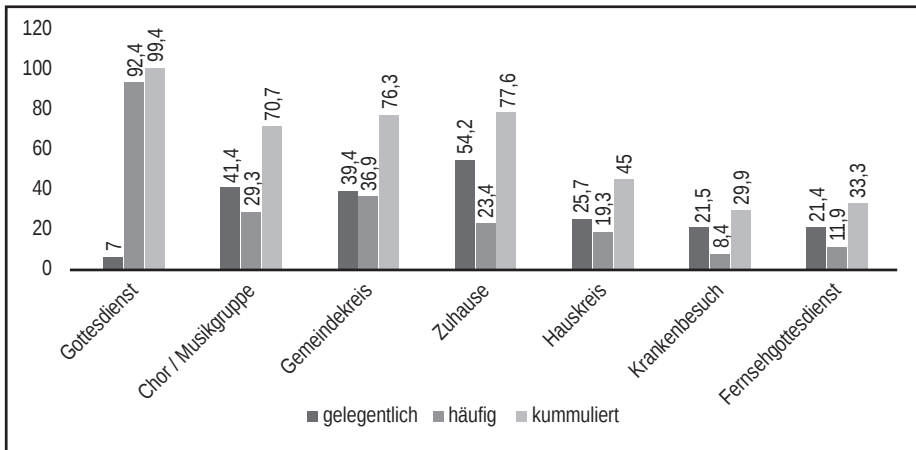
2 Siehe oben Abbildung 12 auf S. 25.

3 Siehe oben Abbildung 4 auf S. 16.

Liedern 83 % dieser Gruppe die Psalmen, 57 % die Gebete und jeweils 36 % die Bekenntnisse und die Gottesdienstordnung nutzen.

Im Blick auf den Großteil der Nutzer ziehen Yvonne Jaeckel und Gert Pickel das ernüchternde Fazit, dass das Konzept des EG nur bedingt aufzugehen scheint, neben dem Gesangbuch für den gottesdienstlichen Gebrauch zugleich ein Hausbuch zu sein. Doch vor voreiligen Schlüssen für die Gestaltung künftiger Gesangbücher sei an dieser Stelle gewarnt. Zum einen zeigt die Studie, dass der Textteil des EG von der Pfarrer- und Kirchenmusikerschaft sowie den Prädikanten in einer berufsspezifischen Weise in einem durchaus beachtlichen Umfang genutzt wird, die bei jeweils einer der Berufsgruppen bei mindestens 50 % liegt⁴. Zum anderen zeigt sich bei einem genaueren Blick auf die örtliche Nutzung des EG, dass es neben dem Gottesdienst von einer beachtlichen Zahl aller Gemeindeglieder an anderen Orten zumindest gelegentlich genutzt wird. So geben jeweils mehr als 70 % der befragten Gemeindeglieder an, es häufig oder zumindest gelegentlich zuhause, in Gemeindekreisen sowie im Chor oder einer Musikgruppe zu nutzen.

Abb. 3: Wo wird das EG genutzt?

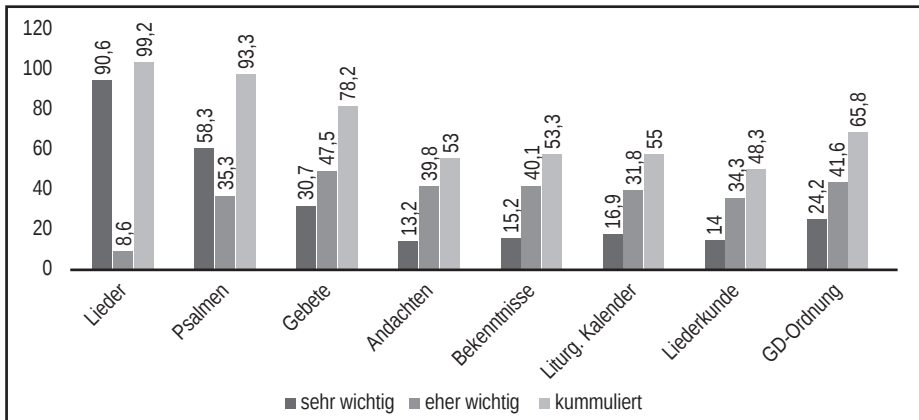


Wo nutzen Sie das EG? Angaben in % der gültigen Antworten aus der Gemeinde.

Bemerkenswert ist auch, wie von den befragten Gemeindegliedern die einzelnen Teile des EG bewertet werden. Zählt man diejenigen zusammen, die die Rubriken des EG mit „sehr wichtig“ und „eher wichtig“ bewerten, werden die Unterschiede zwischen Lied- und Textteil geringer. So erhalten die Psalmen Zustimmungsraten von mehr als 90 %, die Gebete von fast 80 % und die Gottesdienstordnungen von deutlich mehr als 60 %. Und auch die übrigen Teile erzielen bis auf die Liederkunde Zustimmungswerte von jeweils mehr als 50 %.

⁴ Siehe oben Abbildung 5 auf S. 17.

Abb. 4: Bedeutung der einzelnen Rubriken des EG



Wie wichtig sind Ihnen die verschiedenen Teile des EG? Angaben in % der gültigen Antworten aus der Gemeinde.

2. Die „liturgiepolitische Großwetterlage“

Die Frage, ob die Zeit reif sei für die Erarbeitung eines neuen EG, lässt sich auf mehreren Ebenen beantworten. Bevor wir uns dieser Frage aus Nutzersicht zuwenden, lohnt ein Blick auf die „liturgiepolitische Großwetterlage“, die gegenwärtig maßgeblich von zwei Ereignissen bestimmt ist, deren Einführung kurz bevorsteht: Die revidierte Ordnung für die gottesdienstlichen Lesungs- und Predigttexte (Perikopenordnung) und die Überarbeitung der Lutherbibel.

Der historische Rückblick zeigt, dass im 20. Jahrhundert die Arbeit an einem Gesangbuch stets eng verknüpft war mit den Arbeiten an der Perikopenordnung sowie an der Agende: 1950 wurde das Evangelische Kirchengesangbuch herausgegeben, 1953 das lutherische Lektionar mit den gottesdienstlichen Lesetexten, das 1958 durch die 6-reihige Ordnung der Predigttexte ergänzt wurde. Mitte der 50er Jahre wurde dann die Agende I sowohl von der VELKD als auch von der EKU herausgegeben. Als 1977/78 eine neue Perikopenordnung eingeführt wurde, begann im Anschluss die Arbeit an den für den gottesdienstlichen Gebrauch wichtigen Büchern: zunächst am EG und dann am Evangelischen Gottesdienstbuch von 1999, der in den meisten Landeskirchen heute gültigen Agende. Diese Reihenfolge besitzt aber nicht nur historischen Wert, sondern zugleich eine hohe Plausibilität, da mit der Ordnung der gottesdienstlichen Lese- und Predigttexte der zentrale Baustein für die Gottesdienstarbeit vorhanden ist, der im Anschluss in Agende und Gesangbuch abgebildet werden muss.

Nach der vermutlich ab dem Kirchenjahr 2018/19 geltenden revidierten Perikopenordnung ist die Zeit also reif für eine Überarbeitung des Evangelischen Gesangbuches und des Evangelischen Gottesdienstbuches, da beide spätestens ab diesem Zeitpunkt veraltet sein werden. Ob dann zuerst mit der Revision des Gesangbuches oder mit der Überarbeitung des Ev. Gottesdienstbuches begonnen wird, muss kirchenleitend entschieden werden. Vermutlich wird es einen parallelen Erarbeitungsprozess geben, dem zu wün-

schen ist, dass er hochgradig transparent und mit einem regen Informationsaustausch auf der Arbeitsebene durchgeführt wird. Aber auf jeden Fall sind die kirchenleitenden Gremien gut beraten, nicht mehr allzu lange abzuwarten, um den Prozess für ein neues EG zu starten, das selbst bei einer zeitnahen Entscheidung erst um das Jahr 2030 vorliegen dürfte. Die vorliegende Studie zeigt jedenfalls sehr deutlich, dass gerade für die jüngeren Generationen, die um das Jahr 2030 in der Mitte des Lebens stehen, das aktuelle EG kaum mehr eine identitätsstiftende Funktion besitzt. Ein neues Gesangbuch muss die Lieder und den Musikgeschmack der heute bis 18-Jährigen, der 18-34-Jährigen und der 35-44-Jährigen dringend berücksichtigen.

Ein genauerer Blick in die Hintergründe der Perikopenrevision macht die Dringlichkeit eines neuen EG noch auf einer anderen Ebene deutlich. Denn zur revidierten Perikopenordnung gehört auch der neue Wochenliedplan (WL-Plan), bei dem es aus heutiger Sicht nicht bei einer maßvollen Revision bleiben wird. Bei der zwischen Advent 2014 und Ende des Kirchenjahres 2015 erfolgten Erprobung der revidierten Perikopenordnung sollte u.a. erprobt werden, ob beim neuen WL-Plan über den Stammteil des EG hinausgegangen werden sollte, damit dieser „bereits im Blick auf ein zukünftiges Evangelisches Gesangbuch“ geöffnet wird.⁵ Die 20 Gliedkirchen der EKD waren gebeten worden, im Rahmen der Rückmeldung zur Perikopenrevision auch zu dieser Frage Stellung zu nehmen sowie zu den konzeptionellen Grundentscheidungen zur Auswahl der Wochenlieder. Inzwischen liegen die Voten fast aller Landeskirchen vor. Ohne das Ergebnis im Einzelnen darzustellen, kann aber heute schon gesagt werden, dass die meisten Landeskirchen eine Öffnung des WL-Plans über den Stammteil hinaus befürworten und auch den konzeptionellen Grundentscheidungen zustimmen, die der Auswahl der Wochenlieder zugrunde gelegt wurden. Vermutlich wird der neue WL-Plan deutlich mehr neue geistliche Lieder enthalten, die z.T. nach 1993 gedichtet und komponiert wurden.

Was bereits die Rückmeldungen zum WL-Plan zeigen, gilt noch mehr für das in den Gemeinden gebräuchliche Liedgut. Hier scheint den in den Landeskirchen Verantwortlichen längst deutlich zu sein, dass das EG den aktuellen gemeindlichen Bedarf nicht mehr hinreichend abdeckt. Nur so ist zu erklären, dass zahlreiche Landeskirchen bereits seit einigen Jahren Beihefte zum EG erstellt haben oder gegenwärtig erstellen. In die gleiche Richtung weist die Tatsache, dass sich EKD und DEKT für das Jahr 2017 zusammengetan haben, um für den Kirchentag in Berlin, die Kirchentage auf dem Weg, die Weltausstellung der Reformation und für alle weiteren Feierlichkeiten zum Reformationsjubiläum das gemeinsame Liederbuch „FreiTöne“ zu erarbeiten und herauszugeben. In diesem Liederbuch finden sich die meisten der 27 Lieder wieder, die im revidierten WL-Plan Aufnahme fanden, obwohl sie über den Stammteil hinausgehen. Die Kirchenkonferenz der EKD empfiehlt das Liederbuch „FreiTöne“ übrigens den Landeskirchen und Gemeinden zur Nutzung auch bei den dezentralen Veranstaltungen im Reformationssommer 2017.

5 Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte. Entwurf zur Erprobung, hrsg. im Auftrag von EKD, UEK und VELKD, Hannover 2014, 28.

Diese unbestreitbare Bedarfslage, den Erarbeitungsprozess für ein neues EG und ein neues Gottesdienstbuch nach der Einführung der neuen Perikopenordnung zu beginnen, wird noch verstärkt durch die jetzt schon absehbare Einführung der neuen Lutherbibel im Herbst 2016. Die neuen Texte der Lutherbibel müssen anschließend Eingang finden ins neue Lektionar und ins neue Perikopenbuch. Aber auch mittelfristig sollten sie in die Agenden und in das EG einfließen, bei letzterem vor allem in den Psalmteil, der bei einem neuen EG endlich alle Wochenpsalmen berücksichtigen sollte.

3. Die Nutzersicht

Vor dem Hintergrund der liturgiepolitischen Großwetterlage ist es nicht erstaunlich, dass trotz der oben geschilderten hohen Zufriedenheit mit dem EG eine deutliche Mehrheit einen Bedarf für eine Veränderung am EG sieht. Auch wenn die Nutzer angeben, dass sie mit dem EG überwiegend zufrieden oder gar sehr zufrieden sind (s.o.), zeigt ihr Antwortverhalten doch, dass die Zeit für eine Überarbeitung des Gesangbuches reif, wenn nicht gar überreif ist. 90 % der Profis und 72 % der Gemeindeglieder sind sich darin einig, dass Veränderungen anstehen, mindestens in einem geringen, wenn nicht sogar in einem umfassenden Umfang⁶. Dass die Veränderungsbereitschaft bei den Profis sehr viel deutlicher ausgeprägt ist als bei den gemeindlichen Nutzern, verwundert nicht, ist doch das EG für sie ein wichtiges berufliches Hilfsmittel, das sie bereits seit fast zweieinhalb Jahrzehnten regelmäßig nutzen.

Bei der Frage, in welchem Umfang sich die Nutzer eine Veränderung wünschen, votiert eine deutliche Mehrheit für Veränderungen im mittleren Bereich, und zwar interessanterweise sowohl bei den befragten Gemeindegliedern als auch bei den befragten Profis. Es werden Veränderungen gewünscht, die das EG an die Nutzungsbedarfe der Gegenwart anpassen. Doch diese sollten nicht grundsätzlicher Art oder umfassend sein. Diesem Wunsch einer Revision mit Augenmaß stimmen bei den Profis sowohl die Pfarrerschaft als auch die Kirchenmusikerschaft und die Prädikanten zu⁷, allerdings mit berufsspezifischen Unterschieden. So sind die Kirchenmusiker(innen) und die Prädikant(inn)en bei den Veränderungswünschen konservativer als die Pfarrerrinnen und Pfarrer, die sich eine etwas weitergehende Veränderung vorstellen können. Bei den Gemeindegliedern gibt es zwar die bereits genannte Tendenz, nach der der Veränderungsbedarf bei den jüngeren Befragungsgruppen höher ist. Dennoch gibt es eine interessante Einmütigkeit bei allen Altersgruppen, die jeweils mindestens mit mehr als 50 % und in der Spitze sogar mit 68 % für eine moderate Revision votieren⁸. Allerdings gibt es bei den bis 18-Jährigen, den 18-34-Jährigen, den 35-44-Jährigen sowie den 45-64-Jährigen einen deutlichen Trend hin zu einer etwas deutlicheren Reform, während die älteren beiden Nutzergruppen (65-80-Jährige und über 80-Jährige) sich

6 Vgl. oben Abbildung 13 auf S. 26.

7 Vgl. Abb. 14 auf S. 27.

8 Vgl. Abb. 15 auf S. 28.

in einem recht hohen Maß von 45 % und 47 % vorstellen können, das aktuelle EG weiterhin zu nutzen.

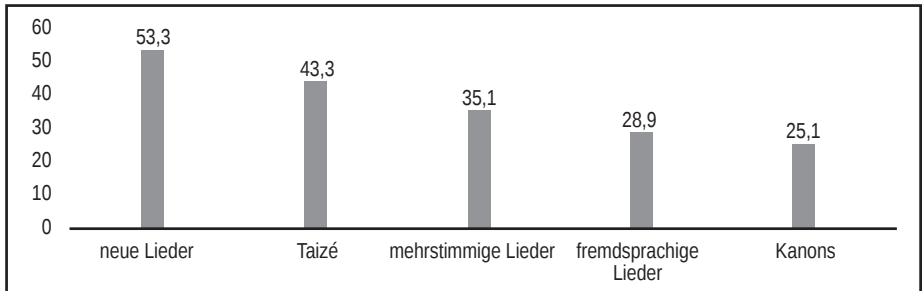
Nur 28 % der Gemeindemitglieder und lediglich 10 % der Profis sind der Meinung, dass das EG so bleiben kann, wie es derzeit ist. Berücksichtigt man die soziodemographischen Daten der Befragten und die Tatsache, dass die Zufriedenheit mit dem EG mit dem Alter zunimmt, wird der Veränderungsbedarf noch mal deutlich unterstrichen. Schließlich sind die jüngeren Befragungsgruppen (unter 18-Jährige und 18-34-Jährige) deutlich unterrepräsentiert und müssen im qualitativen Teil der Studie verstärkt in den Blick genommen werden. Sie bilden diejenigen Nutzergruppen, von denen ein revidiertes EG am stärksten genutzt werden wird, wenn ein solches ca. 2030 erscheint und dann vermutlich für mehrere Jahrzehnte in Gebrauch sein wird.

Darüber hinaus legt das ambivalente Rückmeldeverhalten die Vermutung nahe, dass es dem EG bei einem beachtlichen Teil seiner Nutzer gelungen ist, Stifter einer protestantischen Identität zu werden. Indem es traditionelles und neues geistliches Liedgut und im Textteil zentrale Texte bietet, sind seine Nutzer darin zu einem guten Teil heimisch geworden. Das Vertraute wird geschätzt und doch gibt es gleichzeitig den Wunsch nach dem Neuen. Die Analyse von Yvonne Jaeckel und Gert Pickel zeigt jedoch, dass es dem EG bei den jüngeren Nutzergruppen kaum mehr gelingt, eine gemeinsame protestantische Identität zu stiften. Die neuen geistlichen Lieder des EG entstammen einer Zeit, die bereits mehrere Jahrzehnte zurückliegt. Aktuelles, von Jugendlichen und jungen Erwachsenen bevorzugtes Liedgut kommt zu wenig oder überhaupt nicht vor. Will man diesen jüngeren Nutzergruppen ein Gesangbuch bieten, das dieser Funktion gerecht wird, führt kein Weg an einer Revision des EG vorbei.

Die Angaben der gemeindlichen Nutzergruppe zur Verwendung von Liedblättern, gemeindlichen Liedsammlungen und Liedpräsentationen per Beamer, mit deren Hilfe vor Ort offenbar neues Liedgut präsentiert wird, sind ein wichtiger Hinweis darauf, dass mit der Arbeit an einem neuen EG begonnen werden muss. Danach ist die Nutzung von Liedblättern in unseren Gottesdiensten nicht mehr die Ausnahme, sondern der Normalfall. Immerhin geben 83,6 % der Gemeindeglieder an, dass in ihren Gemeinden gelegentlich Liedblätter verteilt werden und 11 %, dass dies sogar häufig geschieht. Darüber hinaus werden in einer beachtlichen Größenordnung gemeindenspezifische Liedsammlungen benutzt: 20 % der befragten gemeindlichen Nutzer geben an, dass dies auf ihre Gemeinden zutrifft. In 30,5 % der Fälle wird in den Gemeinden zumindest gelegentlich ein Beamer zur Liedpräsentation genutzt, ein Trend, der sich zukünftig vermutlich verstärken wird.

Die Nutzung von Liedblättern, Liedsammlungen und Liedpräsentationen per Beamer weisen in die gleiche Richtung, dass nämlich das EG auf der Ebene des sich rasant wandelnden gottesdienstlichen Bedarfs zu wenige passende Lieder besitzt. Doch welche Lieder werden gebraucht? Es verwundert nicht, dass vor allem neueres Liedgut vermisst wird, allerdings nicht nur von den jüngeren Gemeindemitgliedern. So vermissen unabhängig vom Alter 53,3 % der befragten gemeindlichen Nutzer neue Lieder. 43,3 % der befragten Gemeindeglieder wünschen sich mehr Taizé-Gesänge im EG und 35,1 % mehr mehrstimmige Sätze. 28,9 % sprechen sich für mehr fremdsprachige Lieder aus und 25,1 % für mehr Kanons.

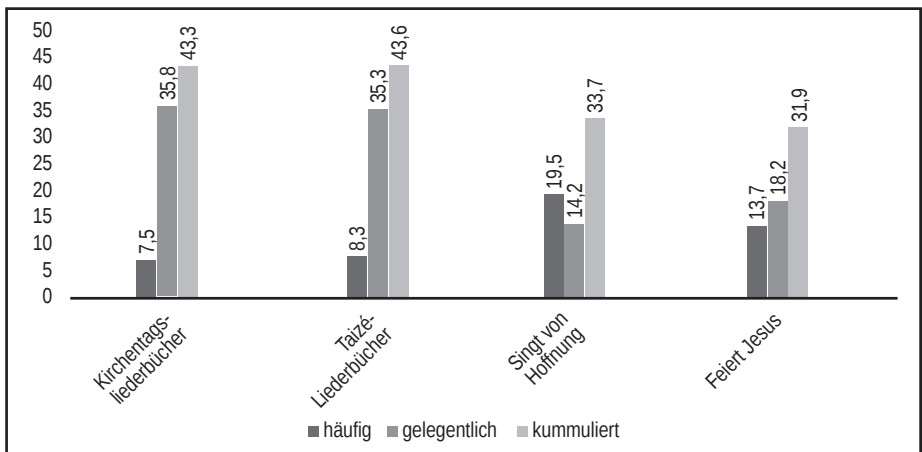
Abb. 5: Wunsch nach neuem Liedgut



Welche Lieder / Genres fehlen? Angaben in % der gültigen Antworten aus der Gemeinde.

In eine ähnliche Richtung weisen die Angaben, welche Liederbücher neben dem EG häufig oder gelegentlich genutzt werden. Nach Angaben der gemeindlichen EG-Nutzer werden Kirchentagsliederbücher und Taizé-Liederbücher zu jeweils mehr als 40 % genutzt, „Singt von Hoffnung“ und „Feiert Jesus“ zu jeweils etwa 33 %. Offenbar wurde bereits seit längerer Zeit in den Gemeinden ein Liedrepertoire aufgebaut, das sich nicht nur auf Kirchentagslieder und Taizégesänge beschränkt, sondern auch Worship-Lieder berücksichtigt, wie sie in den verschiedenen Auflagen von „Feiert Jesus“ geboten werden.

Abb. 6: Nutzung von Liederbüchern neben dem EG



Welche Liederbücher werden neben dem EG häufig / gelegentlich genutzt? Angaben in % der gültigen Antworten aus der Gemeinde.

4. Die Zukunftsperspektive

Wie muss ein neues Evangelisches Gesangbuch gestaltet werden, um dem hohen Anspruch gerecht werden zu können, einen Beitrag zur Identitätsstiftung für die nachwachsenden Generationen in der Evangelischen Kirche zu leisten? Und welchen Beitrag kann zur Beantwortung dieser Frage die vorliegende Studie geben?

1. Mehr Evolution als Revolution:

Die Rezeptionsstudie zeigt auf der einen Seite, dass die Zufriedenheit mit dem aktuellen EG recht hoch ist. Auf der anderen Seite wird der Bedarf an Veränderungen überdeutlich, wenn 90 % der Profis für eine Revision votieren und mehr als 70 % der Gemeindemitglieder. Dieses ambivalente Antwortverhalten kann nur so gedeutet werden, dass eine moderate Gesangbuchrevision von einer deutlichen Mehrheit gewünscht wird, die eher eine Evolution ist als eine Revolution. Es wird also kein Systemwechsel gewünscht, sondern eine Anpassung an die Gegenwart, die vor allem das Liedgut betrifft.

2. Gesang- und Hausbuch:

Wenn fast 80 % der Gemeindemitglieder angibt, das EG häufig oder gelegentlich zuhause zu nutzen, hat sich das Konzept zumindest teilweise bewährt, neben einem Gesangbuch auch ein Hausbuch zu sein. Auch wenn bedacht wird, dass an der Befragung mehrheitlich Hochverbundene teilnahmen, kann doch mit gutem Recht dafür plädiert werden, das Konzept bei einer Revision beizubehalten, ein Gesang- und Hausbuch zu bieten. Es sollte also weiterhin Textteile geben, zu denen der Psalmteil mit allen Wochenpsalmen ebenso gehört wie Gebete, Andachtsformulare und Bekenntnisse sowie ein liturgischer Kalender. Alle diese Teile werden von den befragten Gemeindemitgliedern zu jeweils mehr als 50 % für wichtig angesehen. Ob die Teile Liederkunde und Gottesdienstordnung in einem revidierten EG wieder Platz finden, scheint dagegen fraglich. Letztere vor allem deshalb, weil sie häufig nicht mehr der vor Ort gelebten Ordnung entspricht.

3. Liederbuch mit Stamm- und Regionalteil:

Die Zufriedenheit mit dem aktuellen EG hängt auch damit zusammen, dass das Liedrepertoire erhebliche Unterschiede von Region zu Region aufweist. Ein künftiges Gesangbuch sollte diese Vielfalt positiv aufgreifen und die Möglichkeit bieten, den allen EKD-Gliedkirchen gemeinsamen Stammteil durch Regionalteile zu ergänzen. Wünschenswert wäre hier allerdings, dass es weiterhin Zusammenschlüsse von mehreren Landeskirchen gibt, die einen gemeinsamen Regionalteil erarbeiten.

4. Nutzung digitaler Möglichkeiten:

Die digitale Revolution wird Spuren hinterlassen, die auch ein neues EG betreffen werden. Zweifellos wird es das neue EG nicht nur als Buch, sondern auch als App und/oder als E-book geben. Darüber hinaus wird das EG vermutlich mit einer digitalen Plattform vernetzt sein. Noch ist nicht abzusehen, welche Möglichkeiten es in zehn oder fünfzehn Jahren gibt, ein analoges Gesangbuch mit der digitalen Welt zu vernetzen. Ein Blick auf das 2013 erschienene katholische Gesangbuch Gotteslob zeigt jedenfalls, dass ein Liederbuch durch eine vernetzte Internetplattform sinnvoll entlastet werden kann. Auf dieser könnte z.B. die Liederkunde ihren Platz

finden, die auf diese Weise zeitnah aktualisiert werden kann, was bei den Dichtern und Komponisten der neuen Lieder von besonderem Interesse ist.

5. Andere Lieder und Genres:

Die vorliegende Studie macht unverkennbar deutlich, dass es einen großen Bedarf an neuem Liedgut gibt, wenn 53,3 % der befragten Gemeindemitglieder angeben, es gäbe zu wenig neue Lieder. Dieser wenig trennscharfe Begriff bekommt Profil durch die parallelen Voten, nach denen Taizé-Lieder, mehrstimmige und mehrsprachige Lieder sowie Kanons gewünscht werden. In die gleiche Richtung weisen die in den Gemeinden häufig oder gelegentlich verwendeten Liedhefte: Kirchentags- und Taizé-Liederbücher, „Singt von Hoffnung“ und „Feiert Jesus“ (s.o.). Zu den von den Nutzern gewünschten neuen Liedern gehören offenbar auch Worship-Lieder, die sowohl in den verschiedenen Auflagen von „Feiert Jesus“ geboten werden als auch mehr und mehr in Kirchentagsliederbüchern. Diese Lieder werden gerade von Jugendlichen gern gesungen. Um sie als künftige Nutzer des EG zu gewinnen, müssen qualitativ hochwertige Worship-Lieder dort Eingang finden.

6. Nicht mehr, sondern mehr neue Lieder:

Da das aktuelle EG vom Umfang her kaum mehr erweitert werden kann, ohne zu einem klobigen, kaum mehr in einer Hand zu haltenden Buch zu verkommen, muss Platz für das unter Punkt 5 genannte neue Liedgut und die neuen Genres geschaffen werden. Es ist ein offenes Geheimnis, dass es im EG Lieder gibt, die kaum gesungen werden und die z.T. aus Traditions- und z.T. aus Proporzgründen Eingang ins EG gefunden haben. Es ist einem revidierten EG zu wünschen, dass ihm der Prozess einer Konsensbildung durch Addition erspart bleibt und dass stattdessen mutige Schnitte gesetzt werden, wo Lieder tatsächlich kaum mehr gesungen werden. Hier müsste durch eine repräsentative Erhebung valides Material bereitgestellt werden, damit nicht der persönliche Geschmack einiger weniger Experten den Ausschlag gibt.

7. Reduzierte Designsprache:

Als in den Jahren nach 1993 die verschiedenen Ausgaben des EG erschienen, waren viele von der Designlinie der Bayerischen, Thüringischen und Württembergischen Landeskirchen begeistert. Die Mehrfarbigkeit trug zur Orientierung im Buch bei, und die Bilder und Holzschnitte konnten als Vorlagen für Bildbetrachtungen verwendet werden. Zudem bot das EG aus den genannten Landeskirchen durch die Akkordzeichen einen Mehrwert für Gitarrenspieler. Die Rückmeldungen der Rezeptionsstudie zeigen an dieser Stelle aber kein eindeutiges Bild. Zwar wurde das Design des Bayerischen, Thüringischen und Württembergischen EG am wenigsten kritisiert. Doch die Unterschiede liegen in einem geringen, geradezu vernachlässigbaren Bereich. Es kann also nicht davon gesprochen werden, die Nutzer wünschten sich künftig ein farbiges und mit Bildern geschmücktes Gesangbuch. Bei neueren Gesangbüchern ist im Gegenteil ein anderer Trend zu beobachten, das Design möglichst zu entschlacken und zu reduzieren, um Klarheit zu schaffen. Beispielsweise bietet das neue Gotteslob ein solches reduziertes Design, das mit wenigen Zeichen pro Seite auskommt und auf wenigen ausgewählten Seiten farbige Bilder in einer hohen Qualität bietet und durch rote, gliedernde Seiten ein hohes Maß an

Orientierung bietet. Die Designsprache des Gotteslob dürfte die Benchmark für die Gestaltung eines revidierten EG sein.

Es bleibt zu hoffen, dass die Revision des EG nicht mehr allzu lange auf sich warten lässt und dass die kirchenleitenden Gremien eine neue Gesangbuchkommission berufen, damit ca. im Jahr 2030 wieder EKD-weit ein neues EG erscheinen kann, das der gegenwärtigen Bedarfslage besser gerecht wird und dem es erneut gelingt, für mehrere Generationen Stifter einer protestantischen Identität zu sein.

Luigi Bettazzi:

Das zweite Vatikanum. Neustart der Kirche aus den Wurzeln des Glaubens

Echter Verlag, Würzburg² 2013 [2012], 127 S., 12,80 €, ISBN 978-3-429-03531-0

Für den Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche markiert das 2. Vatikanische Konzil (1962-1965) nach wie vor die entscheidende Weichenstellung. Man kann darüber hinaus die gesamte theologische Auseinandersetzung in der heutigen katholischen Theologie und Kirche als ein Ringen um die Interpretation dieses kirchlichen Jahrhundertereignisses ansehen. Hier wurden Öffnungen hin zu den nichtkatholischen Kirchen ebenso beschlossen wie Öffnungen zum Judentum, zum Islam und den asiatischen Hochreligionen. Man greift darum gerne nach kurzen Gesamtdarstellungen über Verlauf, Ergebnisse und Bedeutung des Konzils (wie vor einem Jahrzehnt nach derjenigen von Giuseppe Alberigo, *Die Fenster öffnen. Das Abenteuer des Zweiten Vatikanischen Konzils*, Leipzig / Zürich 2006).

Luigi Bettazzi ist emeritierter Bischof von Ivrea (im Piemont, nahe Turin) und ist mit mehreren Büchern als engagierter Befürworter des 2. Vatikanums hervorgetreten. Er will auch hier die Auseinandersetzung mit denen führen, die das Konzil „bisher nicht vollständig akzeptiert haben“ (32). Das kleine Buch hat er schon während des Pontifikates von Benedikt XVI. geschrieben, aber seit der Wahl von Franziskus hat es einen ganz anderen Hintergrund bekommen. B. folgt dem schönen lateinischen Sprichwort, nach dem Einheit, Liberalität und Liebe zum Ausgleich zu bringen sind: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas“ (8).

Das Buch richtet sich vor allem an die junge Generation und soll eine menschliche Interpretation des Konzils fördern. Es geht B. darum, mit Hilfe des Konzils „ein Bewusstsein von der Würde des Menschen zu bekommen und zu erkennen, wie wertvoll eine Offenheit für die ‚anderen‘ und die Integration der Verschiedenen in eine plurale Gesellschaft sind.“ (27) B. zeigt so, warum die Pastoralkonstitution „*Gaudium et Spes*“ (GS) an alle Menschen guten Willens gerichtet ist und nur zurückhaltend binnentheologisch argumentiert (57) – was dieser Konstitution bekanntlich immer wieder vorgeworfen wurde. Außerdem stellt B. heraus, dass sich die Kirche mit dem Konzil nicht mehr als Herrin über die Menschen geriere und nicht mehr be-

haupte, es gebe kein Heil außerhalb der Kirche: „Die Kirche ordnet sich vielmehr der Menschheit unter.“ (81)

Ähnlich revolutionär heißt es über Pfarrer und Liturgie: „Und das priesterliche Dienstamt wirkt nicht umso besser, je aufwändiger und prunkvoller die Liturgie ist, sondern je besser es den Priestern gelingt, die Spiritualität und Weltverantwortung der Laien zu vertiefen und zu stärken und beidem Nahrung zu geben.“ (88) Statt um die Anbetung des in der Hostie gegenwärtigen Christus gehe es nachvatikanisch um die „Teilnahme der Gläubigen am ewigen Gebet Christi“ (108). An die Stelle der gewohnheitsmäßigen Feier der Eucharistie trete seitdem das Verständnis des Mahls als „höchste[r] Moment und als Quelle unserer Menschlichkeit“ (114). Statt nur wahrzunehmen, was nicht funktioniert, gelte es, „offen zu sein für alles, was es an Gutem in der Welt gibt“ (122).

B. legt damit eine äußerst sympathische Interpretation des Konzils und seiner Konsequenzen vor – ökumenisch, verantwortlich und menschlich. Zu kritisieren ist allerdings, dass das Buch die Basisdaten des Konzils voraussetzt, anstatt diese selbst zu erläutern. Die wichtigsten Texte (Liturgiekonstitution „*Sacrosanctum Concilium*“, Kirchenkonstitution „*Lumen Gentium*“, Pastoralkonstitution „*Gaudium et Spes*“, Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „*Nostra Aetate*“) werden nicht eigens dargestellt oder in den damaligen Diskussionskontext gestellt. So liest man dieses Buch gerne, wird aber im Hinblick auf die Grundinformationen enttäuscht werden; hier muss man doch zu dem Buch von Alberigo von 2006 (s.o.) greifen.

MICHAEL MEYER-BLANCK

Martin Nicol:

Gottesklang und Fingersatz. Beethovens Klaversonaten als religiöses Erlebnis.

Verlag Beethovenhaus Bonn, Bonn 2015, 308 S., 28,50 €, ISBN 978-3-88188-137-1

Bachs „Wohltemperiertes Klavier“ ist das Alte Testament, Beethovens Zyklus von 32 Klaversonaten das Neue Testament der Klavierliteratur – so dekretierte einst Hans von Bülow (1830-1894), der Freund und Förderer Richard Wagners, und er fügte hinzu: „[...] an beide müssen wir glauben“ (60). Damit ist die hohe Tonlage angeschlagen, in der das deutsche Bürgertum

nicht erst Wagners, sondern von Anfang an auch Beethovens Werk kunstreligiös verklärte. Das damit verbundene Pathos wirkt aus heutiger Sicht fremd, die religiöse Lesart kultureller Phänomene dagegen durchaus vertraut. Man denke dazu an die Bereiche Popmusik, Film und Werbung und die zahlreichen praktisch-theologischen Arbeiten dazu aus den letzten Jahren. So freut man sich, in ungewohnter Weise einmal etwas Kulturhermeneutisches aus dem Bereich der so genannten „E-Musik“ zu lesen. Der Unterschied zwischen beiden Gebieten liegt wohl darin, dass heutige populkulturelle Erzeugnisse die Religion etwas weniger direkt und weniger biblisch umschreiben, als das im Bereich der Beethovenrezeption der Fall war. Auch auf solche Beobachtungen führt das hier anzuzeigende Buch. Aber das ist ein weiteres Thema.

Martin Nicol, Praktischer Theologe aus Erlangen, der mit einflussreichen Entwürfen zu Gottesdienst („Weg im Geheimnis“) und Predigt („Dramaturgische Homiletik“) hervorgetreten ist, hat sich ein Leben lang für Beethovens Klaviersonaten begeistert und sich in den letzten Jahren auch intensiv theoretisch und theologisch damit befasst. Herausgekommen ist das vorliegende Werk, ein theologisches und kulturhermeneutisches Lesebuch, das sich primär mit der religiösen Rezeption der 32 Sonaten befasst. Der Untertitel gibt präzise Auskunft über den Inhalt: Es geht weniger um eine musikwissenschaftliche Analyse des Beethoven'schen Werkes als vielmehr um rezeptionsästhetische Erkundungen in religiöser und theologischer Perspektive.

Es fiel schon von jeher auf, dass Beethovens Sonaten im Laufe der Geschichte immer wieder (auch) als Ausdruck von Transzendenz, Religion und Gebet verstanden wurden. Der als dramatisch mit sich selbst und der Welt ringende Beethoven wurde dabei nicht nur als menschlicher Heros, sondern auch als ein Prophet angesehen, dessen Bedeutung in Analogie zu Mose, ja zu Christus verstanden wurde. Diesen Lesarten aus Konzertprogrammen, Sonatenführern und Selbstzeugnissen von Pianistinnen und Pianisten – diese sind seine Hauptquellen – geht Nicol in 10 ausführlichen Essays nach, die jeweils ein nicht ganz streng abgegrenztes Thema umfassen; außerdem wird in diesem Kontext auch je eine der bedeutenden Sonaten analysiert, darunter die „Mondscheinsonate“ op. 27/2, die „Appassionata“ op. 57 und die drei hochgerühmten letzten Sonaten op. 109-111.

Genannt seien einige der zehn Kapitelüberschriften: „Mit Beethoven beten“, „Neues Testa-

ment der Musik“, „Sterbend das Land schauen – Spätwerk als religiöses Konzept“, „Protestantische Mystik – Wilhelm Kempff und Edwin Fischer“ und nicht zuletzt – das liest man in Bonn besonders aufmerksam: „Bechstein statt Steinway – Zum Hohepriestertum der Elly Ney“. Die Geschichte des Bonner Beethovenfestes in der NS-Zeit ist wahrlich kein Ruhmesblatt (86ff.), und an Elly Ney (1882-1968, auch apostrophiert als „Reichsklaviergroßmutter“), lässt sich in besonderer Weise studieren, wie religiöses Pathos und national(sozialistische) Verblendung Hand in Hand gingen. Sehr bewegend zu lesen ist in diesem Zusammenhang der Bericht über das letzte Berliner Konzert des großen Artur Schnabel (1882-1951), der Deutschland 1933 verlassen musste.

Überhaupt habe ich so manches Mal gestaunt über das penetrante Pathos und die Selbstgewissheit und Seichtigkeit der kulturprotestantischen Kunstreligion („in Jedem liegt der göttliche Funke“, 131), die ihre eigenen Ideale in Beethoven wiederfand, ohne sich dem biblischen Realismus, der bekanntlich den nicht ganz geglückten Menschen zeichnet, wirklich auszusetzen. Die kunstreligiöse Anthropologie tendierte immer irgendwie zum „Tiefen“ und Heldenhaften und bekam das Ambivalente und Normale so kaum in den Blick.

An dieser Stelle liegt neben dem Deskriptiven das Normative und Thetische dieses Buches. Nicol karikiert die geläufige Beethoven-Religiosität, die Weihe und Ewigkeitsstimmung, die man vor allem in den langsamen (in der Regel den zweiten) Sätzen der Sonaten fand, als „Adagio-Frömmigkeit“. Diese charakterisiert Nicol so: „Da, wo es langsam wird und weihevoll, öffnen sich Herz und Himmel und man gerät mit Beethoven ins verzweifelte Klagen oder ins verzückte Beten. Das Schnelle aber und Spritzige darf allenfalls ein Stück Leben abbilden – was angesichts der beschworenen Adagio-Tiefe als Bewegung gilt, die an der Oberfläche verbleibt.“

(202) Nicol selbst plädiert stattdessen für eine religiöse Rezeption, die auch Brechungen und Selbstdistanz einschließt. Diese Zugangsweise kennzeichnet er treffend mit dem Begriff des Humors: „Humor macht menschlich und trägt auf seine Weise dazu bei, dass der Gottesklang auf der Erde bleibt und die Musik im Gespräch.“ (269) Damit spricht Nicol sich auch gegen die Suspensierung der Hermeneutik aus, wie diese sich bei so unterschiedlichen Autoren wie Karl Barth, Joseph Ratzinger und Hans Ulrich Gumbrecht findet. Was aber Humor und Brechung

von Pathos und religiösem Gefühl sein können, das wird dann besonders eindrücklich an Alfred Brendel vorgeführt (205-227) – hier ist die charakterisierende Passage über Brendel als Dialektiker und Mystiker sowie als Zeitgenosse und Romantiker besonders eindrücklich (212). Die Sonaten Beethovens sind insgesamt zu verstehen als Gleichnisse des Glaubens – nicht mehr und nicht weniger, so lautet Nicols Fazit. Am Rande interessant ist es, dass er mit der „Gleichnisfähigkeit“ eine Schlüsselkategorie des Nürnberger und späteren Münsteraner Praktischen Theologen Wilhelm Stählin in den Mittelpunkt stellt (270-273).

Martin Nicol hat ein engagiertes, ein gelehrtes und unterhaltsames Lesebuch über Beethoven und seine Rezeption geschrieben – und was will man mehr verlangen als die Verbindung dieser Kennzeichen? Das Buch ist hervorragend lektoriert und die zahlreichen Abbildungen steigern die Freude am Lesen – das schönste Gemälde ist für mich Liszt am Klavier im Kreise der kunstreligiös versenkten Bürger (102). Der Autor hat außerdem eine große Menge an englischer, französischer, italienischer und spanischer Sekundärliteratur herangezogen und die Zitate selbst übersetzt sowie jeweils das Original in einer Fußnote beigegeben – diese Darstellungsform ist sehr hilfreich für das Verstehen.

Das Buch ist jedem theologisch Neugierigen zu empfehlen, der sich für Beethovens Klaviersonaten interessiert; dem mit der Materie Vertrauten wird so manches Neue geboten, während sich der weniger Kundige in Staunen und Begeisterung hineinlesen wird.

MICHAEL MEYER-BLANCK

Julia Koll:

Kirchenmusik als sozioreligiöse Praxis. Studien zu Religion, Musik und Gruppe am Beispiel des Posaunenchores (Arbeiten zur Praktischen Theologie 63)

Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2016, 242 S., 68 €, ISBN 978-3-374-04298-9

Empirische Studien zur Kirchenmusik waren lange ein Forschungsdesiderat. Dies wurde vom Autor dieser Zeilen noch 2009 beklagt und entsprechend ein verstärktes Engagement der (kirchlichen) Sozialforschung angemahnt. Offenbar ist diese Mahnung auf fruchtbaren Bo-

den gefallen – oder sie hat einen Trend vorweggenommen. Jedenfalls hat sich in den letzten Jahren auf diesem Gebiet einiges getan.

Zunächst ist in diesem Zusammenhang die Gospelchorbefragung aus dem Jahr 2009 zu nennen, gefolgt von der Studie zum Singen im Gottesdienst aus den Jahren 2009 / 2010 einschließlich ihrer Replikation aus den Jahren 2011 / 2012.

Nach der Studie von Jochen Kaiser zum religiösen Erleben durch gottesdienstliche Musik aus dem Jahre 2012 hat nun Julia Koll mit ihrer Göttinger Habilitationsschrift einen wichtigen und weiterführenden Beitrag zum Verständnis von kirchenmusikalischen Phänomenen aus praktisch-theologischer Perspektive vorgelegt, der auf einer umfangreichen Befragung von Posaunenchores und deren Leitern im norddeutschen Raum basiert, die im Frühjahr 2012 durchgeführt wurde (zum Forschungsstand vgl. insbesondere 25-30).

Für das Verständnis des Ansatzes Kolls ist vor allem der Untertitel des Buches erhellend. Es geht der Autorin nicht darum, eine umfassende Theorie zur Kirchenmusik aus einer bestimmten Perspektive heraus vorzustellen (wie es der Haupttitel des Buches suggerieren könnte), sondern einen Beitrag dazu zu leisten, wie am Beispiel des Phänomens Posaunenchor mit all seinen Facetten auf der Basis der empirisch erhobenen Daten die Phänomene „Religion“, „Musik“ und „Gruppe“ aus praktisch-theologischer Perspektive neu beleuchtet werden können.

Nach dem Einleitungskapitel (11-69) und einer genauen Betrachtung der empirischen Befunde (73-123) beschäftigt sich die Autorin in den drei auf den Untertitel bezogenen theoretischen Hauptkapiteln zunächst mit dem Religionsbegriff (127-191), der nach ihrer Ansicht innerhalb der praktisch-theologischen Diskussion bislang primär auf die Subjektivität der Individuen bezogen wurde. Dieses Verständnis von Religion weitet sie auf kollektive Phänomene hin. Diese Weitung vollzieht sie in enger Anlehnung an den Begriff der Selbsttranszendenz, wie er v.a. in den Schriften von Hans Joas eine Rolle spielt. Eine analoge Weitung stellt sie auch im darauffolgenden Kapitel her im Blick auf den Musikbegriff (192-282), indem sie unter Aufnahme von Ansätzen aus der sogenannten New Musicology und des „Collaborative Musicing“ die Beschränkung eines Verständnisses von Kirchenmusik auf die kirchenmusikalischen Werke und ihre Interpretationen durchbricht und es in einen umfassenderen und wiederum die Gruppen-

phänomene berücksichtigenden Ansatz überführt. Koll bezieht dabei sowohl eine Betrachtung der konkreten praktischen Vollzüge als auch die mit bestimmten musikalischen Gruppenphänomenen verbundenen sozialen und sozioreligiösen Dimensionen ein. In dieser Weise deutet sie auch gottesdienstliches Musizieren neu von den kollektiv-praktischen Vollzügen und ihren Implikationen her.

Schließlich münden ihre Studien in eine neue praktisch-theologische Würdigung des Phänomens Gruppe als konkreter Ausdrucksform von sozioreligiöser Praxis auf der Mesoebene. Hier liegt der besondere kirchentheoretische Ertrag der von Julia Koll vorgelegten Arbeit (283-347). Im abschließenden Kapitel (351-377) fasst die Autorin die in den Einzelstudien gewonnenen Ergebnisse zusammen und fokussiert sie auf den Begriff der Praxis als einer Vielzahl von unterschiedlichen sozioreligiösen, bzw. im Falle der Kirchenmusik darüber hinaus auch soziomusikalischen Praktiken. Sie bündelt damit die im methodologischen Vorspann bereits vorläufig beschriebene Herangehensweise auf der Basis der gewonnenen Erkenntnisse neu und bringt Praxis als Gegenstand der Reflexion in umfassenderer Weise ins Spiel, als es bislang im praktisch-theologischen Mainstream der Fall war.

Praxis ist somit bei Koll nicht nur Untersuchungsgegenstand als zu deutendes Gegenüber. Die genaue Beobachtung, für die die empirisch erhobenen und durch Aspekte einer qualitativen Befragung ergänzten Daten eine unerlässliche Grundlage sind, dient vielmehr sowohl zur Erhärtung von theoretischen Vermutungen als auch zur Weiterentwicklung des theoretischen Rahmens.

Insofern handelt es sich bei Kolls Buch nicht nur um ein analytisches, sondern auch um ein exploratives Projekt, das zwischen einem eher wahrnehmungstheoretischen und einem eher handlungstheoretischen Ansatz angesiedelt ist und als fundamental-praktisch-theologischer Beitrag verstanden werden kann.

Die Autorin ergänzt mit ihrem praxistheoretischen Ansatz das praktisch-theologische Perspektivenrepertoire in überzeugender Weise, ohne den Geltungsanspruch und das hermeneutische Potential anderer Perspektiven zu mindern oder außer Kraft zu setzen. Ihr gelingt dies mit Hilfe eines reflektierten und gut nachvollziehbaren Umgangs mit anderen praxis- wie diskurstheoretischen Ansätzen, die sie mit der von Ernst Lange geprägten Leitformel „Kommunikation des Evangeliums“ und mit prozess-theologischen Ansätzen in Beziehung setzt.

Erhellend sind die Ausführungen der Verfasserin zu kirchenmusiktheoretischen und zu gottesdiensttheoretischen Aspekten. Die praxistheoretische Herangehensweise bringt Aspekte ins Spiel, die in den bisherigen einschlägigen Debatten noch nicht oder noch nicht ausreichend beachtet wurden. Im Bereich der Kirchenmusik sind dies insbesondere die Charakteristika der praktischen musikalischen Vollzüge in Gruppen und die damit verbundenen religiösen und sozialen Aspekte. In Bezug auf den Gottesdienst ist es das Verhältnis der Unbestimmtheit von (instrumentaler) Musik und den religiösen Deutungen, die ein Gottesdienst für solche Musik ermöglicht.

Es erscheint reizvoll, die Beobachtungen Kolls zur Kirchenmusik auf der Basis ihrer eigenen Hinweise (279-282) weiter zu verfolgen, auf andere kirchenmusikalische Aktionsfelder genauso wie auf die rezeptive Dimension von Musik in kirchlichen Zusammenhängen zu beziehen und zu einer umfassenderen Kirchenmusiktheorie weiterzuentwickeln. Die erhobenen umfangreichen empirischen Befunde können dafür sicherlich noch vertiefend herangezogen werden, müssten aber durch weitere Befragungen z.B. von Vokalchören ergänzt werden. Eine solche Weiterentwicklung könnte in den kirchenmusikpolitischen Debatten neue Akzente setzen im Blick auf Berufsprofile, Ausbildungsziele, auf die kirchenmusikalische und gottesdienstliche Qualität und auf die Bedeutung des Laienmusizierens (einschließlich der darauf bezogenen Ausbildungsfragen).

Besonderen Respekt verdient der Umgang der Autorin mit interdisziplinären Fragestellungen. Den Dialog mit den unterschiedlichen Ansätzen aus der Praktischen Theologie, der Religionsphilosophie und -soziologie und der Musikwissenschaft gestaltet sie souverän. Sie fokussiert die jeweiligen Sichtweisen in großer Klarheit auf ihre eigenen Fragestellungen hin, ohne dass der Eindruck entsteht, dass die rezipierten Positionen verkürzt oder gegen ihren eigenen Strich gebürstet werden würden.

Die Verständlichkeit, mit der die Autorin formuliert, ist vorbildlich, – und dies ohne alle Abstriche im Bezug auf wissenschaftliche Gründlichkeit. Bei der Vielzahl von rezipierten Ansätzen und Positionen aus den jeweils herangezogenen Disziplinen ist es hilfreich, dass die Autorin in den auf das Buch gut verteilten zusammenfassenden Abschnitten und v.a. im Schlusskapitel immer wieder deutlich macht, in welcher Weise

auf der Basis ihrer Beobachtungen und Erkenntnisse weitergeforscht werden sollte.

Der Rezensent hat das Buch Julia Kolls gewinnbringend gelesen und kann es allen, die sich weiterführend mit kirchenmusiktheoretischen Fragen im Rahmen einer mit einem wissenschaftlichen Anspruch verbundenen theologischen Reflexion beschäftigen wollen, uneingeschränkt zur Lektüre empfehlen.

GUNTER KENNEL

Susanne Keuchel / Thomas Renz (Hg.):

Report Kirche und Musik. Eine empirische Analyse von kirchenmusikalisch Tätigen in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

ARCult Media Verlagsbuchhandlung,
Köln 2016, 198 Seiten, 20 €;
ISBN: 978-3-930395-90-3

Das Buch ist eine ausführliche Präsentation und Interpretation der Ergebnisse einer unter der wissenschaftlichen Federführung von Susanne Keuchel und Thomas Renz vom Institut für Kulturpolitik der Universität Hildesheim entstandenen Befragung von kirchenmusikalisch Tätigen in Niedersachsen. Diese Befragung wurde unter Mitwirkung eines Fachbeirats, bestehend aus Vertretern verschiedener kirchenmusikalischer Arbeitsfelder und anderer kultureller Bereiche, im Auftrag des „Verbands evangelischer Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers e.V.“ konzipiert und durchgeführt. Haben vorangehende Befragungen und Studien zur Kirchenmusik primär die Mitglieder von kirchenmusikalischen Gruppen im Blick gehabt, wurden mit dieser Studie nun erstmals diejenigen Personen näher befragt, die für die Kirchenmusik in unterschiedlicher Weise Leitungsverantwortung haben.

Der Rücklauf von 1.174 verwertbaren Fragebögen aus dem Bereich Niedersachsen liefert eine sehr solide Datenbasis für die Typologisierung und für die Beschreibung des biographischen Hintergrunds, der Motivation, des Aufgabenspektrums, der Arbeitsorganisation, des Engagements im Bereich kultureller Bildung, des Fort- und Weiterbildungsverhalten und der Zufriedenheit der befragten Personen. Ergänzt wurden die erhobenen quantitativen Ergebnis-

se durch die Auswertung von neun qualitativen Interviews.

Auf das Design der Studie, ihre Methode und auf die erzielten Einzelergebnisse braucht an dieser Stelle nicht weiter beschreibend eingegangen zu werden, weil dies von der Autorin und dem Autor in einem unter folgendem Link leicht zugänglichen achtseitigen Text zusammengefasst wurde: http://www.uni-hildesheim.de/media/presse/2016_Kirche_und_Musik_Ergebnisse_Uni_Hildesheim.pdf.

Diese Rezension kann sich daher auf übergeordnete Aspekte und auf die Darstellung und Auswertung, auch durch ergänzende Fachbeiträge von Klaus Grünwaldt, Vanessa-Isabelle Reinwand-Weiss, Julia Koll, Susanne Rode-Breyman und Wolfgang Schneider beschränken.

Zu den Ergebnissen: Das Feld der kirchenmusikalisch Tätigen präsentiert sich auf Grund der unterschiedlichen Beschäftigungsformen, Qualifikationsgrade und Aufgabenprofile als sehr heterogen. Die Studie ermittelt sechs Typen von Kirchenmusikern (aus Gründen des Leseflusses wird hier und künftig nur eine Form verwendet, die generisch verstanden wird): Hauptamtliche, nebenamtliche Kirchenmusiker mit mehreren Arbeitsfeldern, nebenamtliche Organisten, Nebenamtliche mit nur einem Arbeitsfeld (außer Orgel), Ehrenamtliche mit kirchenmusikalischem Abschluss und schließlich Ehrenamtliche ohne Abschluss, die in Bezug auf die untersuchten Parameter jeweils unterschiedliche Ergebnisse generieren.

Die Studie macht deutlich, dass kirchenmusikalische Tätigkeiten insgesamt eine hohe dauerhafte Bindekraft bei denen entwickeln, die sie ausüben. Aus der Analyse der Verteilung auf Altersgruppen wird deutlich, dass alle ermittelten Typen vor einem akuten Nachwuchsproblem stehen, das sich in wenigen Jahren mehr oder weniger gravierend auswirken wird. Insgesamt ist Kirchenmusik in großer Breite und Vielfalt entwickelt mit einem gewissen Schwergewicht auf traditionellen Formen. Die Bedeutung der Kirchenmusik für das Laienmusizieren und ihr Potential für die kulturelle Bildung – und damit der Beitrag, den die Kirchenmusik für die Kultur in unserer Gesellschaft insgesamt leistet – werden durch die Studie mehr als deutlich.

Abschließend geben die Autoren der Studie fünf Empfehlungen zur Festigung und zum Ausbau der Stellung der Kirchenmusik in Kirche und Gesellschaft:

Erstens: Stärkung der Kirchenmusik nach „Außen“, insbesondere durch mehr Präsenz im kul-

turpolitischen Diskurs, durch eine stärkere Vernetzung mit weltlichen Musikern.

Zweitens: Stärkung der Kirchenmusik nach „Innen“, insbesondere durch einen höheren Organisationsgrad, eine Stärkung der Vernetzung mit anderen Arbeitsfeldern, mehr Anerkennung und durch die Ermöglichung von Quereinstiegen.

Drittens: Pflege eines offenen Diskurses im Umgang mit sich verändernden Musikpräferenzen, insbesondere durch eine gute Balance von traditionellen und modernen bis populären Musikformen.

Viertens: eine Reformierung der Aus- und Fortbildung, insbesondere mit Blick auf das Musizieren mit Laien unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Leistungsfähigkeit und mit unterschiedlichen Stilpräferenzen.

Fünftens: Stärkere Teilnahme an kulturellen Bildungsprogrammen und mehr Dialog mit nichtkirchlichen Bildungsakteuren zu aktuellen Fragen.

Interessant in dem Buch sind auch weitergehende Deutungen der Ergebnisse durch ergänzende Fachbeiträge. Klaus Grünwaldt fokussiert in seinem Beitrag „Was ist Kirchenmusik“ (138-150) die Ergebnisse der Studie im Blick auf eine Definition von Kirchenmusik als Musik, die auf das Geschehen der Kirche bezogen ist (141) und damit im Kontext des Auftrages der Kirche erklingt (145). Auf dieser Basis leitet der Autor aus kirchenleitender Perspektive konkrete Erwartungen an die Kirchenmusiker ab im Blick auf den Gottesdienst, auf die Musik mit Kindern und Jugendlichen, auf eine zu erzielende Pluralität und auf das geistliche Selbstverständnis.

Vanessa-Isabelle Reinwand-Weiss, Professorin für Kulturelle Bildung, beschreibt schon im Titel ihres Beitrages die Vermittlungsnotwendigkeit von Kirchenmusik als „doppeltes Vermittlungsproblem“, insofern die Kirche als Institution abschrecke und Kirchenmusik, die primär als „klassische Musik“ wahrgenommen werde, an dem Vermittlungsproblem der klassischen Musik im allgemeinen Anteil habe. Sie deutet dabei die Ergebnisse der Befragung als Beleg für eine primär binnenkirchliche Ausrichtung von Kirchenmusik. Sie fordert, jüngere Aktive stärker einzubeziehen, neue Formen der Präsentation auszuprobieren, niederschwellige Partizipation zu ermöglichen und auch die mediale Form von Information und Vermittlung von Kirchenmusik zu intensivieren, sich dabei insgesamt innovativer und kommunikativer zu zeigen, und dies in einer selbstbewusst emanzipierten Weise. Es entsteht insgesamt der Eindruck, dass die

diesbezüglichen Veränderungsprozesse, die die Kirchenmusik in Deutschland insgesamt und dabei auch gerade im Bereich der Landeskirche Hannovers schon in Gang gesetzt hat, bei der Autorin weniger oder erst sehr spät in den Blick geraten. Zumindest die Fachdiskussion ist in dieser Hinsicht schon weiter. Allerdings geben die tatsächlichen Verhältnisse der Autorin doch offenbar genügend Anhaltspunkte, um aus ihrer Interpretation die genannten Forderungen ableiten zu können.

Dies wird durch die Analyse gestützt, die Julia Koll in ihrem Beitrag „Zukunftsmusik? Eine Sichtung aktueller Ergebnisse der empirischen Kirchenmusikforschung in konstruktivem Interesse“ in der Zusammenschau der Kirchenmusikerstudie mit den Resultaten der durch sie selbst durchgeführten Posaunenchorbefragung aus dem Jahre 2012 vornimmt. Auch Koll konstatiert eine gewisse „Selbstreferentialität“ der Kirchenmusik (171) und empfiehlt, die Kommunikation nach innen wie nach außen und den Grad der Vernetzung mit anderen Arbeitsbereichen und außerkirchlichen Kulturträgern zu verbessern. Auch wenn die Zielgruppen der beiden Studien unterschiedlich sind, konvergieren die Befragungen für Koll darin, dass in der Kirchenmusik insgesamt die Verbindung der musikalischen mit einer sozialen Motivation ein hohes Gewicht hat. Dies darf nach ihrer Ansicht auch nicht gegen die religiösen Aspekte ausgespielt werden, die, auch wenn sie nicht immer explizit werden, doch im praktischen Vollzug von Musik im kirchlichen Kontext präsent und bedeutsam sind. Mit der Empfehlung, Kirchenmusik von den beiden Polen einer eher „kulturell ambitionierten“ und einer mehr gemeinwesenorientierten Praxis her zu beschreiben, bringt Koll eine interessante kirchenmusiktheoretische Sichtweise ins Spiel. Der Autorin ist dabei zuzustimmen, dass die beiden genannten Pole sich aber nicht ausschließen dürfen, sondern immer miteinander kontextgerecht abgewogen und grundsätzlich verbunden bleiben müssen (166).

Der Essay „Musik und Kirche – Kirchenmusik und Kulturkirche“ von Susanne Rohde-Breyermann, Präsidentin der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover ist ein kluges Plädoyer für den Ort der Kirchenmusik an einer Hochschule, für die kulturelle Bedeutung des kirchenmusikalischen Amtes und den kulturellen Beitrag der Kirchen. Die Autorin wirbt damit sowohl auf Seiten der Kirchen als auch bei den weltlichen Kulturträgern für Allianzen,

die den kulturellen Wert der Kirchenmusik und ihren unverwechselbaren Beitrag zu einer Gesamtkultur zum Leuchten bringen und dabei mithelfen, diesen Beitrag nachhaltig zu sichern. Schließlich hält der Kulturwissenschaftler und -politiker Wolfgang Schneider in seinem Beitrag „Kirchenmusik in der Kulturlandschaft. Eine kulturpolitische Verortung“ aus kulturpolitischer Sicht ein ähnliches Plädoyer für die Kirchenmusik. Er erhebt darin zunächst die Forderung an die Kirche, sich erst einmal selbst der Bedeutung der Musik und ihrer Vielfalt für ihr eigenes Kirche-Sein bewusst zu werden, um dann die Kirchenmusik selbstbewusst als Kulturarbeit in den gesellschaftlichen Diskurs einzubringen. Der Autor beleuchtet in diesem Zusammenhang insbesondere die Aspekte „Kulturelle Bildung“ und „künstlerische Kreativität als Breitenkultur“. Er verstärkt damit noch einmal neu die Empfehlung zu stärkerer Vernetzung der Kirchenmusik mit anderen Musikformen und zu einer intensiveren Beteiligung am kulturpolitischen Diskurs.

Der Wert und Ertrag der veröffentlichten Studie kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Erstmals liegt verlässliches empirisch erhobenes Material zu einer zentralen kirchlichen Berufsgruppe in Deutschland vor, das eine hervorragende Basis für fundierte Analysen des Zustandes der evangelischen Kirchenmusik bildet. Auch wenn nur niedersächsische Kirchenmusiker befragt wurden, dürften viele der Ergebnisse, Erkenntnisse und Forderungen repräsentativ und auf andere Landeskirchen übertragbar sein. Um hier aber nicht auf Spekulationen angewiesen zu sein, wäre es wünschenswert, die Ergebnisse durch Replikationsstudien abzusichern und ggf. zu modifizieren. Im Blick auf größere Ballungsräume, wie sie in Niedersachsen nicht vorkommen, auf andere Ausgangsbedingungen von Kirchenmusik z.B. in ostdeutschen Landeskirchen oder auf bestimmte Diasporasituationen könnten sich möglicherweise weitere Differenzierungen oder auch Modifikationen ergeben, die aber den Wert der vorgelegten Studie insgesamt nur unterstreichen würden.

GUNTER KENNEL

Wolfgang Hochstein / Christoph Krummacher:

**Geschichte der Kirchenmusik in 4 Bänden
(Enzyklopädie der Kirchenmusik 1,1–1,4)**

Laaber 2011 – 2014. 4 Bde zus. 1.467 Seiten, 392 €, ISBN 978-3-89007-691-1

In der auf sechs Bände angelegten Enzyklopädie der Kirchenmusik (KM) – hg. von Matthias Schneider, Wolfgang Brettschneider und Günther Massenkeil – haben sich Herausgeber, Autoren und Verlag einer ambitionierten Aufgabe gestellt.

Der erste Band „Geschichte der Kirchenmusik“ ist – entsprechend der Fülle des Stoffs – in vier Teilbänden (TB) erschienen, ein in Inhalt und Gestaltung auf 1467 Seiten opulentes Werk. In der folgenden Besprechung können nicht die einzelnen Beiträge – sie haben z.T. den Charakter detailreicher Monographien – vorgestellt und mit einer kritischen Würdigung wertgeschätzt werden.

Als Herausgeber firmieren Wolfgang Hochstein und Christoph Krummacher – beide bekannt als ausgewiesene Musikwissenschaftler und Musiker. Im Vorwort haben sie das Konzept in Abgrenzung und Weiterführung der inzwischen in die Jahre gekommenen Standardwerke von Blume und Fellerer dargelegt:

1. KM ist integraler Teil der allgemeinen Musikgeschichte und darum nur im Zusammenhang mit ihr darzustellen. Gleichwohl ist es sinnvoll, der Geschichte der KM eine eigene Darstellung zu widmen. Als Beispiel für diesen Spannungsbogen sei das Kapitel „Musikalische Satztechniken seit 1945“ im TB 4, 53ff. genannt. Vier Gründe geben die Hgg. für eine gesonderte Darstellung der Kirchenmusikgeschichte an:

- a) KM stellt ein eigenes Praxisfeld dar.
 - b) In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Einschätzung verschiedener Epochen der KM gewandelt (vgl. etwa die Beiträge zur Gregorianik 1,27ff. und 3,31ff. oder zur KM des 19. Jh 3,16ff. 79ff.
 - c) KM der jüngeren Vergangenheit muss einen angemessenen Platz erhalten; vgl TB 4.
 - d) Geschichte der KM kann nur noch interkonfessionell dargestellt werden. Ökumenisch ist auch die Einbeziehung anglikanischer (3,287ff.), orthodoxer (4,145ff.), europäischer (2,105ff.) wie außereuropäischer KM (4,227ff.) notwendig.
2. Der Enzyklopädie liegt konzeptionell ein möglichst weiter Begriff von KM zugrunde. Frühere Diskussionslinien wie „Musik in der /

der/für die Kirche“ sind für die Aufarbeitung des Materials nicht förderlich.

3. Die Epochen- und Kapiteleinteilungen haben zwar gängige historische Gliederungen im Blick, versuchen aber zusätzlich geistes-, kirchengeschichtliche, theologische und kirchenmusikalische Aspekte für die Darstellung fruchtbar zu machen (z.B. 1,87-96).

4. Die Bände sind wie folgt gegliedert:

TB 1: Von den Anfängen bis zum Reformationsjahrhundert.

TB 2: Das 17. und 18. Jahrhundert – KM im Spannungsfeld der Konfessionen.

TB 3: Das 19. und frühe 20. Jahrhundert – Historisches Bewusstsein und neue Aufbrüche.

TB 4: Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und die Herausforderungen der Gegenwart.

Die Periodisierung wird pragmatisch gehandhabt. Epochengrenzen können aus guten Gründen überschritten werden; vgl. z.B. 3,301 (Nordeuropa) oder 4,145ff. (Ostkirche). Doppelungen in der Darstellung werden nicht vollständig vermieden; vgl. z.B. Pietismus 2,30ff. und 2,191ff. oder Neues Geistliches Lied 4,26 und 4,293ff. Doppelungen im Bereich Gesangbuch und Kirchenlied mit dem Kapitel „Hymnologie“ in Bd IV,1 der Enzyklopädie „Der Gottesdienst und seine Musik“ sind mit dem in sich geschlossenen Konzept der einzelnen Bände zu erklären.

5. Die Gliederung der Hauptkapitel erfolgt in fünf Schritten: a) Beschreibung der historischen Situation der Kirchen- und Geistesgeschichte. b) Darstellung der liturgischen Rahmenbedingungen. c) Allgemeine musikalische Merkmale des jeweiligen Zeitraums einschließlich Stilistik und Satztechnik. d) Relevante Gattungen (der unspezifische Gebrauch des Begriffs erlaubt sehr unterschiedliche Unterkapitel). e) Kurze Portraits herausragender Komponisten.

Dem Konzept eines Lehr- und Handbuchs dienen die ausführlichen Literaturverzeichnisse zur Weiterarbeit. Besonders erfreulich ist die Einarbeitung jüngster Publikationen. Der Anmerkungsapparat ist sehr leserfreundlich. 251 Abbildungen und 230 Notenbeispiele ergänzen die Texte.

Für die Nutzung als Lehr- und Handbuch wäre neben dem Personenregister auch ein Sachregister sehr hilfreich; es würde Möglichkeiten zum Querlesen und zu Längsschnitten erheblich vereinfachen (Wo kommt das Wort „Tarifbuße“ vor?). Ebenso würde es die Allgemeinverständlichkeit (Ankündigung im Klappentext) fördern, wenn ein Glossar und vor allem ein Abkürzungsverzeichnis hinzugefügt worden wäre.

Trotz dieser Wünsche ist diese vierbändige Geschichte der KM sehr zu empfehlen. Sie eröffnet viele Aspekte zum Kennenlernen und Verstehen von KM. Ein Wermutstropfen muss genannt werden: Der Preis wird manche an der KM Interessierte abschrecken. Eine telefonische Nachfrage beim Verlag hat ergeben, dass eine preiswertere Studienausgabe derzeit nicht geplant ist.

KLAUS DANZEGLOCKE

Johannes Brantl/Hans-Georg Gradl/
Mirijam Schaeidt/Werner Schüssler:

Das Gebet, „die Intimität der Transzendenz“

Echter Verlag, Würzburg 2014, 152 Seiten,
12,80 €, ISBN 978-3-429-03699-7

Hilft Beten und soll bzw. darf man im Gebet um bestimmte konkrete Dinge bitten? Diese Fragen bilden den Kern jeder religiösen Erfahrung und sie müssen von daher auch im Mittelpunkt der theologischen Reflexion stehen. Der anzuzeigende Band enthält als gemeinsame Publikation vier gewichtige grundlegende Beiträge zum gottesdienstlichen Grundvollzug Gebet. Drei katholische Theologen der Trierer Fakultät und die Priorin des Benediktinerinnen-Klosters Bethanien in Trier behandeln das Gebet aus philosophischer, neutestamentlicher, systematischer und spiritueller (allerdings nicht aus speziell liturgiewissenschaftlicher) Sicht. Dabei geht der signifikante Titel auf den Logotherapeuten Viktor E. Frankl zurück, der das Gebet in seinem Buch „Der leidende Mensch“ als die „Intimität der Transzendenz“ bezeichnet hatte (36).

Werner Schüssler („Das Gebet – zwischen Konkretheit und Unbedingtheit Gottes. Eine philosophische Annäherung“, 11–50) eröffnet das Buch mit sehr anregenden fundamental-theologischen Überlegungen, die u.a. in Auseinandersetzung mit Kant, Tillich und mit platonisierenden Grundströmungen in der Theologie für einen Ausgleich bzw. für eine Dialektik zwischen Unbedingtheit und Konkretheit im Verständnis Gottes und des Gebets plädieren (37ff.). Ohne Unbedingtheit steht das Gebet in der Gefahr des Instrumentellen und Magischen, ohne Konkretheit in der Gefahr des Allgemeinen und damit eines unbiblischen Menschen- und Gottesbildes. Auch der aus denkerischen Gründen immer wieder geforderte Verzicht auf das Bittgebet ist nach Schüssler zwar mit der idealistischen Philosophie (vor allem derjenigen

Immanuel Kants) vereinbar, nicht aber mit der Konkretheit des biblischen Gottesbildes. Die von Schüssler aufgemachten Spannungsfelder sind in jeder Weise anregend und überzeugend, weil sich diese einer prinzipiellen Lösung entziehen. Wenn denn das Gebet Lebensvollzug ist, dann lässt die Frage nach seinem Sinn sich nicht lösen, sondern nur leben und *ex post* in allen Widersprüchen beschreiben. Damit steht das Gebet in einer gewissen Analogie zur Theodizee, weil die Allgüte und Allmächtigkeit Gottes so manchem Gebet ebenso widersprechen wie die Erfahrung von göttlicher Vorsehung und menschlicher Freiheit (19f.). Es gilt mithin die Vollkommenheit Gottes mit seiner Barmherzigkeit und Selbsterniedrigung zusammenzudenken. An dieser Stelle wird zustimmend Paul Tillich zitiert: „Es ist Gott selbst, der durch uns betet, wenn wir beten.“ (31, aus Tillichs „Das neue Sein“). Gott muss dabei personal gedacht werden, weil anderenfalls – wiederum mit Tillich gesagt – das „Überpersönliche“ leicht in das Unterpersönliche abgeleitet, womit dann aber der Mensch implizit nicht mehr als Person ansprechbar gedacht wäre (34).

Hans-Georg Gradl („Modell und Maßstab. Das Vaterunser als Gebetsschule“, 51–90) unterstreicht dieses philosophisch-theologische Plädoyer auch für das Bittgebet als Neutestamentler mit einer eingehenden Auslegung des Vaterunsers. Hier finden sich die beiden Linien von Unbedingtheit und Konkretion in gewisser Weise wieder in der Interpretation der Abfolge der Bitten, die zunächst dem Gottsein Gottes und dann den menschlichen Grundbedürfnissen gewidmet sind. Die Voranstellung der „Du-Bitten“ ist von daher keinesfalls zufällig (61). Das Vaterunser zu verstehen bedeutet dabei, „die eigene Gebetspraxis reflektieren und vom Gottesbild und Selbstverständnis des Beters Jesus lernen.“ (55) Dabei ist die „Abba“-Anrede durch Jesus zwar im damaligen Judentum nicht singular; hervorzuheben ist aber sehr wohl „die markenzeichenhafte Verwendung“ des „Abba“ bei Jesus. Bei ihm ist diese die wichtigste Anrede Gottes (67). Die Zuschreibung eines „Willens“ an Gott im Gebet Jesu unterstreicht noch einmal, dass der Vater „kein gesichtsloses Es, kein deistischer Uhrmacher“ ist, der sich nur sehr allgemein um Mensch und Welt sorgt (75), sondern – so kann man von Werner Schüsslers Beitrag her hinzufügen – Gott wird betend gerade auch in seiner Konkretheit erfahren.

Johannes Brantl („Aufmerksamkeit in ihrer reinsten Form.“ Systematisch-theologische

Überlegungen zum Gebet“, 91–120) zeigt einen Zugang zum Verständnis des Gebets vom menschlichen und insbesondere spätmodernen Phänomen der Aufmerksamkeit her. Aufmerksamkeits hunger und Aufmerksamkeitsdefizite in der Gegenwart verweisen auf die Kostbarkeit der menschlichen Aufmerksamkeit. Mit der griffigen Formulierung „Rituale statt Ritalin“ des Leipziger Philosophen Christoph Türcke umschreibt Brantl die Problematik der heutigen „Aufmerksamkeitsdefizitkultur“ (97). Positiv wird der Zusammenhang von Aufmerksamkeit und Gebet dann von der christlichen Philosophin und Mystikerin Simone Weil (1909–1943) her entfaltet (100–111). Aufmerksamkeit ist nach S. Weil ein gespanntes Warten (frz.: „attendre“) auf das Andere, auf dass sich dieses zeige und Raum gewinne. Übungen in der Aufmerksamkeit sind darum eine Schulung des Betens (111–117). An dieser Stelle wäre es interessant, die aus der gegenwärtigen Therapiekultur bekannte Schulung in der „Achtsamkeit“ („mindfulness“) mit der Kategorie der philosophischen und religiösen „Aufmerksamkeit“ zu verbinden. *Mirijam Schaeidt* („Dein Sehnen ist dein Gebet.“ Gebet als Ausdruck existentieller Sehnsucht nach dem Ewigen“, 121–145) bietet eine meditative Vertiefung in das menschliche Phänomen der Sehnsucht, um von daher den – besonders monastisch – gebeteten Psalter verständlich zu machen. Sehnsucht und Leiden gehören dabei eng zusammen (133), aber auch hinter den nur von der Werbung eingegebenen Wünschen können sich unsere menschlich grundlegenden Sehnsüchte wiederfinden (137), und schließlich wird die Erfahrung von Sehnsucht auf die Eucharistie und auf die Vollendung bezogen (143–145).

Das gut zu lesende kleine Buch umschreibt denkerische und existenzielle Grundfragen des Gebets und enthält von daher sowohl denkerische Klärungen als auch erfahrungsbezogene Vertiefungen. Hilfreiche Personen- und Sachregister (147–152) beschließen das schmale, aber sachlich gewichtige Werk.

MICHAEL MEYER-BLANCK

Jürgen Bärsch:

Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes

Regensburg: Friedrich Pustet 2015, 208 Seiten, 19,95 €, ISBN 978-3-7917-2721-9

Was „Liturgie“ ist und wie sie sich in den fast 2000 Jahren der Christentumsgeschichte entwickelt hat, zu dieser Fragestellung werden ältere Menschen vielleicht noch eine Erinnerung oder Praxis davon haben; jüngere Menschen des 21. Jahrhunderts werden allen- und gegebenenfalls danach auf ihrem Smartphone „googeln“; zumal in einer Gesellschaft, in der es in Deutschland mehr Hunde (6,8 Millionen) als sonntägliche Gottesdienstbesucher gibt. Wer über einen „Crashkurs Liturgie“ für „gesellschaftliche“ Gelegenheiten wie Beerdigungen, Hochzeiten oder Taufen und in ökumenischer Perspektive in die „Kultur- und Kirchengeschichte der christlichen Gottesdienste“ einsteigen will, wird kaum auf alte Hand- oder Gebet-Bücher zurückgreifen wollen, sondern findet hier einen handlichen und kompetenten Durchblick durch die „großen Etappen und Entwicklungen des gottesdienstlichen Lebens“. Diese Fragenstellungen „Warum sollte man sich mit der Geschichte des Gottesdienstes befassen?“ vertieft der Eichstätter Professor für Liturgiewissenschaft noch einmal im ersten von den 12 Kapiteln, die jeweils mit weiterführender Literatur abgeschlossen werden, was hilfreich für interessierte Leser und qualifizierte Studierenden ist.

Denn „Christen leben und glauben immer in einer bestimmten Gesellschaft und Kultur, in einem konkreten Raum und unter den Bedingungen ihrer jeweiligen Zeit. Das bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Ausdrucksgestalt des Glaubens. Deshalb wandeln sich „Gebet und Gesang, Kirchenbau und seine Ausstattung, Formen und Motive der Frömmigkeit“ (S. 18). Dazu stellt Jürgen Bärsch nicht nur die großen „offiziellen“ Formen der kirchlich geregelten Liturgie vor, sondern auch Andachten, Prozessionen und Wallfahrten aus den verschiedenen Epochen der Liturgiegeschichte.

Dieser Wandel wird bereits im ersten Kapitel des aus jüdischen Wurzeln erwachsenen christlichen Gottesdienstes sichtbar, u.a. im Übergang vom Privathaus zur Hauskirche und der Entwicklung des Sonn- und Ostertages. Noch spannender zu lesen ist das zweite Kapitel über die Entwicklung des Christentums zur Staatsreligion im konstantinischen Zeitalter und in der Spätantike mit der Etablierung des Sonntages, der Entwicklung des Weihnachtsfestes und der

rigorosen kanonischen Bußpraxis, die „im 5. Jahrhundert mehr in die Krise geriet, so dass sie praktisch verfällt“ (S. 41). Auch vom 4. bis 7. Jahrhundert gab es einen beachtenswerten Wandel von der frei formulierten zur verschriftlichten Liturgie vornehmlich in Rom und bei den römischen Stationsgottesdiensten.

Bevor der Autor zum großen Kapitel „der mittelalterlichen Gesellschaft und Kirche“ kommt, beschreibt er unter dem Titel „die Kirche ist ein irdischer Himmel“ die drei wichtigsten östlichen Liturgiefamilien, denn die „Differenzen im Selbstverständnis der Kirchen schlagen sich nicht zuletzt in der Entwicklung des gottesdienstlichen Lebens nieder, denn aufgrund der dezentralen Kirchenorganisation konnten sich im Osten im hohen Maße unterschiedliche Formen und Gebräuche ausbilden und festigen“ (S. 49). Gerade in der aktuellen Kriegs- und Flüchtlings-Situation „im Orient“ findet man hier gut Basis-Informationen zu den ostkirchlichen Liturgietraditionen der christlichen Flüchtlinge in Europa.

Gut beschreibt Jürgen Bärsch im großen Mittelalter-Kapitel (S. 63–84) die „Liturgisierung des Lebens aus dem schier unstillbaren Segensverlagen des mittelalterlichen Menschen“. Dazu kam die Ausrichtung auf Rom seit der Karolingischen Liturgiereform und die Visualisierung und räumliche Ausgestaltung der Frömmigkeit in allen Lebensbereichen.

Demgegenüber betonten die reformatorischen Neugestaltungen des Gottesdienstes „nur die Gnade und das Wort“ bis hin zum „Predigtgottesdienst als Grundform des reformierten Gottesdienstes“.

Das Trienter Konzil (1545–1563) zielte einerseits darauf, „die katholische Glaubenslehre und Identität zu klären und zu verteidigen und andererseits die von den Reformatoren angeprangerten Missstände zu bekämpfen und das kirchliche Leben zu erneuern“ (S. 99). Umgesetzt wurde dies nun zum einen durch die posttridentinischen römischen Liturgiebücher (u.a. 1570 Missale Romanum, 1614 Rituale Romanum) und zum anderen in einem langsamen Prozess in den einzelnen Diözesen, zumal über 200 Jahre alte Eigenliturgien fortbestehen durften.

Aber auch der Gottesdienst in den evangelischen Landeskirchen war in den folgenden Jahrhunderten vom 16. bis 20. Jahrhundert einem beachtlichen Wandel zwischen „Auflösung und Erneuerung“ unterworfen, den Jürgen Bärsch im achten Kapitel mit seinen divergierenden Entwicklungen im 19. und seiner liturgischen

Bewegung im 20. Jahrhundert kompakt und gut darstellt. Dieser Epoche sind auf katholischer Seite die beiden Kapitel der „konfessionellen Frömmigkeit im Barockzeitalter“ (S. 129–141) und der Bemühungen um eine „erbauliche, verständliche und zweckmäßige Liturgie im Zeitalter der Aufklärung und der restaurativen Gegenströmungen“ (S. 142–157) gewidmet. Hierzu spannt sich die Form der liturgischen Feiern von der Vielfalt der katholisch-barocken Liturgie über die „romantische Frömmigkeit“ bis „zur römischen Einheitsliturgie“.

Unter der Überschrift vom „Durchbruch des Heiligen Geistes“ werden im 11. Kapitel (S. 158–171) und 12. Kapitel die „Liturgische Bewegung“ und „die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils“ (1962–1965) kompakt und überzeugend dargestellt. So heißt es in dem Unterkapitel über die „nachkonziliare Rezeption der Liturgiereform im deutschen Sprachgebiet“ u.a. „Während fraglos ein Großteil der Priester und Gläubigen die Liturgiereform begrüßten und an deren sachgerechter Umsetzung mitarbeiteten, geht anderen der Reformprozess viel zu langsam und nicht weit reichend genug voran. Wieder andere sind von den raschen Veränderungen verunsichert und haben Angst, im allgemeinen gesellschaftlich-politischen Wandel dieser Jahre nun ‚ihre Kirche‘ nicht mehr wieder zu erkennen. Und schließlich begegnen wieder andere der Reform von Anfang an mit deutlicher Ablehnung und Kritik“ (S. 182).

Am Beispiel der außerordentlichen Wiederzulassung der vorkonziliaren liturgischen Bücher durch Papst Benedikt XVI. im Jahr 2007 sieht Jürgen Bärsch im Schlusskapitel „die Liturgische Erneuerung als bleibenden Auftrag und Herausforderung für die Zukunft“. Dazu hat er mit seiner fundierten und kompakten „kleinen Liturgiegeschichte“, die zwar nicht mit einem Stichwortverzeichnis, aber doch mit einem guten Glossar theologisch-liturgischer Fachtermini schließt, eine sehr ansprechende, hilfreiche und gut lesbare christliche „Gottesdienst-Geschichte“ vorgelegt.

REIMUND HAAS

Alfred Ehrensperger:

Der Gottesdienst im Appenzellerland und Sarganserland-Werdenberg vor, während und nach der Reformation bis ca. 1700, 4. Bd. Geschichte des Gottesdienstes in den evangelisch reformierten Kirchen der Deutschschweiz

Theologischer Verlag, Zürich 2015, 340 Seiten, 48,90 €, ISBN 978-3-290-17776-8

Wer Land und Leute rund um den Säntis kennt, ahnt, dass die Geschichte des Gottesdienstes vor, während und nach der Reformation in dieser Gegend nicht ganz unkompliziert gewesen ist. Natürlich ist Geschichte in den seltensten Fällen einfach, aber in diesem exemplarischen Fall helvetischer Kleinräumigkeit, prallten Dickschädel und Hitzköpfe besonders heftig zusammen, um dann – ebenso typisch helvetisch – mehr oder weniger friedlich schiedlich bis anno dato nebeneinander zu koexistieren. Wer Alfred Ehrensperger kennt und vielleicht schon einen der drei Bände aus der Reihe der Geschichte des Gottesdienstes in den evangelisch reformierten Kirchen der Deutschschweiz gelesen hat, ahnt, dass auch dieser Band eine Fülle von Details enthält, Quellen extensiv zitiert und minutiös, zeitweilig auch akribisch, Ortsgeschichten nachgezeichnet werden. Nach Basel, Bern und St. Gallen widmet sich der vierte Band noch einmal der Ostschweiz: neben den inneren und äusseren Rhoden des Appenzellerlandes vor und nach der Landteilung von 1597 auch dem Sarganserland-Werdenberg. Was Ehrensperger im ersten Teil zur Gesellschaft und Religion im Appenzellerland berichtet, gleicht der hügeligen Landschaft mit ihren stolzen Dörfern, Höfen und tiefen Schluchten. Die einzige Stadt weit und breit ist St. Gallen mit seinem Kloster samt Abt, der wie der Bischof von Konstanz bei den Appenzellern mehr verehrt als verehrt wurde. Schon vor der Reformation gab es Konflikte mit den kirchlichen Autoritäten. Eine wichtige Rolle spielte die grosse Eigenständigkeit der sogenannten Kirchhören – also der Kirchengemeinde eines bestimmten Ortes. Das ist die Versammlung der mit vollen Rechten ausgestatteten, ansässigen, stimm- und wahlberechtigten Ortsbürger, die mit offenem Handmehr Wahl- und Sachgeschäfte bestimmten. Die Zeit vor der Reformation ist denn auch geprägt vom Hin und Her zwischen diesen Kirchhören, dem Abt und dem Bischof. Dabei ging es um Kapellenbau, Pfrundrechte, Busswesen etc. Die störrischen Appenzeller verweigerten immer wieder die Abgabe- und Abhän-

gigkeitsforderungen des St. Galler Abtes und überfielen, wenn es in den Sinn kam, von Zeit zu Zeit auch einmal sein Kloster. Der Abt rief dann Zürich und sogar die Tagsatzung zur Hilfe, um das aufsässige Völkchen zur Raison zu bringen. 1428 wurde über die Appenzeller tatsächlich die Exkommunikation verhängt.

Die Kämpfe mit den kirchlichen Oberen waren gewiss ein fruchtbarer Boden für die Reformation. In der Reformationsgeschichte von Walter Klarer, der 1522 seine erste Predigt in Hundwil hielt, heisst es: „Im 1522 jar fieng man an von dissem grossen handel (Reformation) reden, büechli lesen und anfachen zwitragtig werden und besonder wir priester.“ (38) Die Zwietracht wurde zum Zwiespalt und führte schliesslich zur Landteilung; die äusseren Roden wurden reformiert und die inneren Roden blieben katholisch. Im Hintergrund hatte natürlich das Geschick der „Reformation“ in Zürich einen wichtigen Einfluss auf diese Entwicklung. Nach der Niederlage in Kappel und dem zweiten Landfrieden 1531 zeichnete sich in Grundzügen die „Lösung“ der Landteilung ab. Dass im Sarganserland – hinter dem Alpsteingebirge – die Geschichte ganz anders verlief, muss hier einfach vermerkt werden. Und was hat dies alles mit dem Gottesdienst zu tun? Ehrensperger bettet die Liturgiegeschichte in eine Kirchenchronik ein und widmet dem Gottesdienst und den Kirchenordnungen der reformierten Appenzeller ein eigenes Kapitel. Es ist eine wahre Fundgrube für den historisch interessierten Leser. Wertvoll sind Ehrenspergers quellennahe Schilderungen der Taufe, des Abendmahls und der Predigt, auch wie man Gesänge einübte, die Jugend unterrichtete und Seelsorge verrichtete erfährt man. Es ist die Treue des Autors zum Detail, die die Lektüre nicht immer leicht macht. Man verliert hin und wieder den Faden. Aber wer durchhält, wird reich belohnt mit dem lebendigen Bild einer vergangenen Zeit, die doch gegenwärtiger ist, als manche meinen. Ein Juwel der besonderen Art ist die kleine Geschichte des Kuhreihens und Alpsegens. Wenn der Band auch ganz im nüchternen Ton des Historikers verfasst ist, spürt man hier doch die Begeisterung und Entdeckerfreude des Autors. Wer einmal einen solchen Ruf hörte, kann sie nachvollziehen. Dass auch die Reformierten bis heute Maria und die Heiligen anrufen (67), ist ein weiteres schönes Detail, an dem man seine helle Freude haben darf. Das sagt der Rezensent, der mütterlicherseits ein (reformierter) Appenzeller ist.

RALPH KUNZ

Kristian Fechtner:

Diskretes Christentum – Religion und Scham

Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, 2015,
192 Seiten, 17,99 €, ISBN 978-3-579-08146-5

Der Mainzer Praktologe Kristian Fechtner zitiert im Vorwort Hans-Martin Gutmann, der ungeniert bekennt: „Ab einem gewissen Alter soll man nur die Bücher schreiben, die man schreiben will.“ Fechtner wollte dieses Buch schreiben. Ich sage ganz ungeniert: Gutmanns Spruch gilt auch für das Lesen von Büchern. Will ich denn mehr erfahren über das diskrete Christentum? Will ich verstehen, was Menschen davon abhält, sich der Schar der Frommen anzuschliessen, die ihren Glauben fröhlich bekennen? Und schon sind wir *in medias res*. Wer einmal damit anfängt, über Scham nachzudenken, entdeckt unweigerlich, wie sich Menschen in ihrer Scham verfangen oder schamlos sind – ist entweder fasziniert oder peinlich berührt oder beides zugleich und verliert flugs die eigene Unschuld. Fechtners Büchlein beginnt mit Entdeckungen in der Literatur, den Medien und einem Fallbeispiel aus dem kirchlichen Leben. Die Einstimmung (9-31) stellt den Blick scharf für das Phänomen und macht Lust, in einem zweiten Anlauf die gefühlstheoretischen Horizonte abzuschreiten (33-48): Scham ist eine unwillkürliche Emotion und ein „Augengefühl“, das sich in der Dialektik von Sich-Zeigen und Sich-Verbergen fassen lässt. Schamsensible Auslegungen der Paradiesgeschichte, Jesu Begegnung mit Zachäus und der Ehebrecherin, dem Kreuz als Schandmal und Gnadenbild und dem Aaronitischen Segen vertiefen die gefühlstheoretische Sicht der Scham biblisch-theologisch (59-94). Die theoretische und theologische Hinführung leitet zur Durchführung des Programms: Die praktisch-theologischen Handlungsfelder Gottesdienst, Kasualpraxis, Seelsorge und Religionspädagogik werden befragt. Wie wird die emotionale Innenseite der diskreten Kirchlichkeit wahrgenommen? Was heisst es für die Praxis, wenn Schamgrenzen respektiert werden? Es sind die vielen Details, Aspekte und Feinheiten der Thematik, die die Lektüre interessant und lohnend machen. Schon die Einstimmung hat es in sich. Unmittelbar zum Kern kommend ist der Einstieg mit Schlinks „Vorleser“, köstlich Calvins Kurzgeschichte mit dem entblösten Busen und beklemmend der Roman von Philip Roth. Zum Eindruck der Vielfalt kommt aber

auch die Verwirrung. Wovon ist hier die Rede? Die Erzählungen machen deutlich, das in diesem Kaleidoskop die „ganz unterschiedlichen Facetten von Scham und Schamgefühlen [...] kaum auf einen Nenner zu bringen sind“ (18). Aus der faszinierenden Vielfalt wird einschüchternde Überkomplexität, wenn vom Schamempfinden über Beschämung auch das Fremdschämen für die Schamlosigkeit von Menschen, die sich seelisch entblättern oder entblößt werden oder die Schamangst zur Sprache kommen und wenn weiter mit Blick auf Norbert Elias' Theorie vom „Prozess der Zivilisation“ die sich verschiebenden Schamgrenzen und der kulturelle Wandel des Schamgefühls angesprochen, aber dann doch nicht ausgeführt werden. Wovon ist also die Rede, wenn das gelebte Christentum einmal „verschämt“ und dann wieder „diskret“ genannt wird? Welche Innenseite der distanzierten Kirchlichkeit wird sichtbar, wenn der Taufvater im Fallbeispiel bekennt, „ich bin ja, offen gestanden, kein Kirchgänger“? (26) Fechtner interpretiert die Aussage dahingehend, dass der Vater ein Distanzempfinden ausdrückt, das man als kirchlichen Normalfall begreifen müsse. „Distanzierte Kirchlichkeit erscheint als eine Form des Christentums, das in den Grenzen der Scham gelebt wird.“ (27) Der Befund wird verfeinert (aber die Analyse verkompliziert) mit einem zweiten Fallbeispiel, das die Ambivalenz der öffentlich inszenierten Religiosität thematisiert. Die institutionalisierte Form – im Beispiel ist es eine Kreuzprozession – kann Scham bedecken und das religiöse Ritual die Beteiligten vor dem peinlichen Blick schützen. Das leuchtet unmittelbar ein. Es macht schon einen Unterschied, ob man „Jesu meine Freude“ im Chor mit anderen Kirchgängern am Sonntagmorgen in der Kirchenbank oder als Solo vor einem Haufen Pendler am Montagabend in der S-Bahn singt.

„Was könnte es heissen, die volksskirchliche Religionskultur als ein ‚Diskretes Christentum‘ wahrzunehmen?“ (31), fragt Kristian Fechtner und man ist versucht, den Mittelteil auszulassen und direkt zum Schluss zu springen. Der analytische Teil bringt tatsächlich keine Klärung der Leitfrage, insofern er mehr zur Steigerung als zur Reduktion der Komplexität beiträgt. Es beginnt mit der Aufschlüsselung von Scham als einem Gefühl, dem eine eigene Ratio, ein Potential zur Wirklichkeitsgestaltung, das Moment der Leiberfahrung und eine biographische Dimension zukommt. Fechtner fordert, dass eine zeitgenössische Praktische Theologie auf eine

„Hermeneutik der Gefühle“ (42) angewiesen sei. Scham verdient die besondere Aufmerksamkeit, weil sich in diesem Gefühl ein dreistelliges Geschehen zeigt: „Ich schäme mich für etwas (oder richtiger: meiner) vor jemanden.“ (46) Das Selbstverhältnis vor dem Forum der Anderen – Gerhard Ebeling würde sagen *coram mundo* – ist aber immer auch ein Gefühl *coram deo*. In den biblisch-theologischen Betrachtungen wird die Schutzfunktion der Scham, die bewahrt, im Lichte der vertikalen Beziehung noch einmal neu ausgerichtet. Der Respekt vor den Schamgrenzen des Anderen, die Kritik an denen, die andere beschämen, die Ermutigung, sich ohne Scham seiner eigenen Bedürftigkeit zuzugestehen – all das und noch viel mehr zeichnet Kristian Fechtner in den fünf Miniaturen nach. „In der biblischen Tradition rücken sie [die Schamerfahrungen] in ein besonderes Licht, in den Augenschein Gottes.“ (93)

Man ist gespannt auf die Durchführung im letzten Teil und merkt: Der sorgfältige Aufbau bewährt sich. In den Erkundungsgängen durch die Praxisfelder eröffnet eine schamsensible Relecture neue Sichtweisen. Was ich besonders wertvoll finde, lässt sich am besten an einem konkreten Beispiel illustrieren. Die Tatsache, dass die Taufquote alleinerziehender Mütter signifikant geringer sei als diejenige „intakter“ Familien (134), lässt tief blicken. Es ist die Kehrseite der stark familiarisierten Taufpraxis. Rund um die Taufe gibt es eine „Geschichte der Beschämung“ (135), auf die man konstruktiv reagieren könnte. Müssen alle Taufen im öffentlichen Gemeindegottesdienst stattfinden? Fechtner fragt mit guten Gründen nach „schamgeschützteren Formen und Orten“ (137). Es ist sein Credo. Dass dieser Blick, der auch Rücksicht meint, geübt wird und dass eine Mehrheit der Kirchenmitglieder „Nischen braucht“, die es ihnen ermöglichen, „die Intimität des Religiösen im Halbschatten zu belassen“ (175). Von „Diskretionspflicht“ ist die Rede, vom „Recht auf Geheimnis“ und der Scham als einem „guten Regulativ“ (177), um gewisse kirchlich-öffentliche Aktionen, die mehr peinlich als reputationsförderlich wären, zu unterlassen.

Bei so viel „Schamlob“ frage ich mich allerdings, wie eine schamsensible Ekklesiologie Mission und Evangelisation als Handlungsperspektive beurteilt. Ist sie eine unverschämte Provokation? Darf die Vikarin für Krabbelgottesdienste, Taufelternabend, Gemeindeferien und Kurse für religiöse Erziehung werben? Beschämt sie die Eltern mit einer solchen Einladung? Oder

macht sie schlicht und einfach das, was ihr aufgetragen wurde? Spätestens hier stellt sich m.E. mit einer gewissen Dringlichkeit die Forderung nach einer feineren Unterscheidung der komplexen Schamgefühle und der Handlungsabsichten, die beim Helfen, Feiern und Lernen seitens der Handelnden im Spiel sind. Es könnte ja mit ebensolchem Recht nach einer mutigen und selbstbewussten Gemeinde gerufen werden, die das, was sie glaubt und lebt, bezeugt. Das ist doch kein Freipass, um die Distanzierten zu beschämen ... Oder soll der Knoten der Scham so auseinander gehen? Das missionarische Christentum mit der Barbarei und das diskrete Christentum mit dem Unglauben?

Nach der Lektüre stelle ich fest: Kristian Fechtner hat ein interessantes Buch geschrieben, das ziemlich viele Fragen aufwirft und Stoff für Diskussion bietet. Sie hat schon begonnen. Wilhelm Gräßler meint in der ThLZ 141 (2016) 260-262 Fechtner sei „auf dem richtigen Weg“, weil er den vorsprachlichen Charakter „der gefühlbasierten Grundierung des religiösen Sinnvertrauens“ betone, eine Grundierung, die vor allem in Grenzsituationen nach einer festigenden, sprachlichen Deutung verlange. Das es dann in der Teilnahme an kirchlichen Ritualen zu Fremdheitserfahrungen komme, sei kaum zu vermeiden, „schlicht weil die Vertrautheit mit ihnen fehlt oder auch, weil sie als zudringlich wahrgenommen werden“ (262). Dennoch erscheint Gräßler die schamtheoretische Deutung des volkscirchlichen Christentums „geradezu abwegig“. Vor allem bleibe die religionstheoretische Bestimmung der Scham unterbestimmt. Was sich in der Scheu der Kasualchristen zeige – Scheu vor dem Heiligen oder Scheu vor der Kirche – bleibe offen. Der Rekurs auf Biblisches reiche nicht. Das hat natürlich etwas. Kristian Fechtner kann das Versäumte ja nachholen und die Gretchenfrage beantworten, wenn er noch einmal ein Buch über Scham schreiben *will*. Ich werde es sicher lesen.

RALPH KUNZ

Michael Jonas:

Mikroliturgie. Liturgische Kleinformeln im frühen Christentum. Studien und Texte zu Antike und Christentum 98

Mohr Siebeck Tübingen 2015,
79,00 €, 405 S, ISBN 978-3-16-154224-4

Mikroliturgie – mit dieser Kleinformel beschreibt Michael Jonas in seiner von Martin Wallraff in Basel betreuten Dissertation ein mehrdimensionales Phänomen im frühen Christentum, das nicht nur einen Nukleus für die historische Entwicklung des christlichen Gottesdienstes darstellt, sondern auch für den Gottesdienst in der Gegenwart zu denken gibt. Jonas untersucht kleine Formeln, deren gottesdienstlicher Gebrauch in den ersten drei Jahrhunderten belegt werden kann und bewegt sich damit im Bereich der historischen Liturgiewissenschaft, die Biblische und Historische Theologie gleichermaßen umspannt. Zugleich zeigt der Titel Mikroliturgie an, dass wir für diesen Zeitraum zwischen dem Neuen Testament und den Liturgien des 4. und 5. Jahrhunderts, die die Anforderungen einer werdenden Reichskirche widerspiegeln, nur eine sehr dürftige Quellenlage vorfinden. Daher dekonstruiert Jonas alle Versuche, eine Uriliturgie des Christentums festmachen zu können oder zu wollen. Stattdessen zeigt er auf, dass wir uns die Gottesdienste im frühen Christentum von Beginn an in großer Vielfalt vorstellen und dabei gleichwohl deren öffentlichen Anspruch und Charakter als ekklesia mit im Auge haben müssen. Jonas beschränkt sich zum einen auf das Christentum vor dem Werden der Reichskirche, die dann andere repräsentative Ansprüche erfüllen musste, was aber durch diese Kleinformeln gleichwohl ermöglicht wurde. Und er beschränkt sich zum anderen auf kleine Formeln, die auch liturgisch belegt sind. Aus diesem Grunde werden die Formeln Kyrie eleison, Abba, Kyrios Jesus, die Heis-Theos-Formel sowie das Deo gratias / Dank sei dir Gott nicht berücksichtigt. So behandelt Jonas die Formeln Amen, Halleluja, Hosanna, Maranatha sowie den eucharistischen Einleitungsdialog. Doch schon in deren Behandlung zeigt sich ein ganzes Compendium von Theologie und Liturgie.

Zunächst wird die *Amen*-Formel aus ihrem hebräisch-jüdischen Kontext erklärt, der den Tempel ebenso betraf wie die persönliche Frömmigkeit. Das Christentum übernimmt diese Formel, die zunehmend doxologisch gebraucht wurde

und „als Nukleus des liturgischen Dialogs gelten“ (129) kann. Die Amen-Formel taucht signifikant in Jesus-Worten auf. Interessanterweise verlässt sie die jüdisch-christliche Welt nicht. Dort aber hat sie eine grundlegend ökumenische Bedeutung und entwickelt sich so zu einem christlichen Kennzeichen, das als „Kitt“ verschiedene Formen über geographische, sprachliche, soziale, theologische Unterschiede hinweg verbindet. [...] Es findet sich in gesprochener Sprache wie im geschriebenen Text; es durchzieht und verbindet damit Liturgie, Literatur und Volksfrömmigkeit.“ (132) Amen gehört damit bis in die Gegenwart zu den elementaren Grundworten des Christentums.

Dazu gehört auch das *Halleluja*, welches als einzige Kleinformel niemals in eine andere Sprache übersetzt wurde. Auch hier klärt Jonas zunächst die hebräisch-jüdischen Grundlagen, insbesondere in den Hallel-Psalmen 113–118, wobei Psalm 118 eine prominente Rolle in der Deutung des Jesus-Geschehens der frühen Christen zukommt. Anhand der Geschichte des Halleluja zwischen Judentum und Christentum zeichnet Jonas die Zusammengehörigkeit und Auseinanderentwicklung beider Religionsgruppen in den ersten Jahrhunderten sensibel nach.

Auf Psalm 118 rekurriert auch das *Hosanna*, welches nicht so präsent ist wie das Amen und das Halleluja. Auch hier erfolgt zunächst eine sprachliche Klärung, wobei Luther mit seinem Hosianna die hebräischen Wurzeln dieses Hilfsrufs aus Ps 118,25 anklängen lässt. Das Hosanna ist eng gebunden an die Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem, wird liturgisch zunehmend mit christologischen Assoziationen verbunden und findet dann später in der Verbindung von Trishagion und Hosanna-Benedictus-Ruf eine bis heute praktizierte liturgische Gestalt. Im eucharistischen Hosanna kommt der triplex adventus Christi zur Sprache, „wenn die Kirche dem Gekommenen, dem endzeitlich Kommenden und dem sich im Sakrament nahenden Herrn den *einen* Gruß ‚Hosanna‘ zuruft“ (241). Die Erwartung des Kommenden prägte auch den aramäischen Ruf Maranatha, der die ersten Christen sprachlich an die historische Person Jesus und dessen Umfeld verwies. Dieser Ruf verblasste aber in dem Maße, „wie das Gebet um die Parusie mit dem Schwinden der Naherwartung zurücktrat“ (275). Erst als der byzantinische Patriarch Bryennios 1873 ein fast vollständiges Manuskript der Didache entdeckte und 1883 edierte, wurde dessen eucharistischer Kontext deutlich. So konnte das Maranatha 1982 in der sog. Lima-Liturgie eine prominente Rolle spielen.

Schließlich untersucht Jonas den *eucharistischen Einleitungsdialog* mit seinen drei historisch und theologisch durchaus disparaten Teilen:

- I. Dominus vobiscum.
Et cum spiritu tuo.
- II. Sursum corda.
Habemus ad Dominum.
- III. Gratias agamus Domino Deo nostro.
Dignum et iustum est.

Dabei zeigt Jonas zum einen das zunehmende Bedürfnis nach Strukturierung und Dramatisierung der eucharistischen Feier in Zeiten kirchlichen Wachstums. Mit den Motiven des Grußes, des Herzens sowie der Würde führt er zum anderen tief in die Denk- und Lebensweisen der frühen Christen in ihren liturgischen Kontexten ein. In seinen zusammenfassenden Beobachtungen markiert Jonas Merkposten für die gegenwärtige Gottesdienstgestaltung:

1. Alle diese Formeln sind biblisch verankert und haben nur als solche be- und überleben können.
2. Sie dienen alle dem Zusammenhalt und der Verständigung eines von Beginn an mehrsprachigen Christentums mitsamt seinen vielfältigen Gottesdienstformen und gehören damit gerade in ihrer Fremdsprachigkeit zu den elementaren Grundworten und Erkennungszeichen der Christen.
3. Bei allen liturgischen Kleinformeln kommt es im Laufe der Geschichte zu bisweilen gravierenden Bedeutungsverschiebungen. So ermöglichen sie einen Raum, in dem „die Mehrzahl der Christen sich eigene Vorstellungen zu den Formeln machte und eigene (auch heterodoxe) Assoziation daran band“ (357).
4. Die liturgischen Kleinformeln zeigen, „dass liturgische Sprechakte ihre Akzeptanz nicht von ihrer Bedeutung, sondern von ihrer rituellen Funktion her empfangen“ (361).
5. Sie erweisen sich als Träger eines Soziolekts, der „christliche Gemeinden nicht nur über geographische, sondern auch über ekklesiologische bzw. theologische Distanzen hinweg“ (362) verbindet.
6. Sie sind schließlich „Bausteine für größere liturgische Architekturen“ (364), die dem Volk gehören, insofern sie sich als resistent gegenüber der Aufsplitterung der Kirche erwiesen haben. Als vorgegebene Formeln entlasten sie die Gläubigen in ihrer Sprachfindung und gewähren ihnen gleichzeitig „die letzte Hoheit über ihre Deutung und Verwendung in der Alltagsfrömmigkeit“ (367).

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

DR. ILSABE ALPERMANN

PfarrerIn, Arbeitsstelle Gottesdienst im Amt für kirchliche Dienste der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz *i.alpermann@akd-ekbo.de*

KLAUS DANZEGLOCKE

Pfarrer und Chorleiter i.R., Oberhausen *ute@danzeglocke.de*

DR. STEPHAN GOLDSCHMIDT

Referent für Gottesdienst und Kirchenmusik der EKD und Geschäftsführer der Liturgischen Konferenz, Hannover *stephan.goldschmidt@ekd.de*

DR. DR. REIMUND HAAS

Professor em. Philosophisch-Theologische Hochschule Münster, Chairman der IGTM, des Instituts kirchengeschichtliche Forschung des Bistums Essen und der ChoC-Stiftung *reimundhaas@t-online.de*

YVONNE JAECKEL

Diplom-Theologin an der Universität Leipzig *yvonne.jaeckel@uni-leipzig.de*

DR. GUNTER KENNEL

Landeskirchenmusikdirektor der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz *LKMD@ekbo.de*

DR. JULIA KOLL

Studienleiterin für Theologie und Ethik an der Evangelischen Akademie Loccum und Privatdozentin im Fach Praktische Theologie an der Georg-August-Universität Göttingen *julia.koll@evlka.de*

DR. RALPH KUNZ

Professor für Praktische Theologie mit den Schwerpunkten Homiletik, Liturgik und Poimenik an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich *ralph.kunz@theol.uzh.ch*

DR. MICHAEL MEYER-BLANCK

Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Universität Bonn *meyer-blanck@uni-bonn.de*

DR. GERT PICKEL

Professor für Religions- und Kirchensoziologie an der Universität Leipzig *pickel@rz.uni-leipzig.de*

DR. PHIL. STEPHAN A. REINKE

Kantor für Popularmusik in Itzehoe, Musikwissenschaftler, Lehrbeauftragter an den Musikhochschulen in Lübeck und Detmold, Dozent in der kirchenmusikalischen Aus-, Fort- und Weiterbildung *S.A.Reinke@web.de*

DR. HARALD SCHROETER-WITTKE

Professor für Didaktik der Ev. Religionslehre mit Kirchengeschichte an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn *schr Witt@mail.uni-paderborn.de*

Ausschreibung

Die **Stiftung zur Förderung des Gottesdienstes Karl-Bernhard-Ritter-Stiftung** schreibt zum Thema **Gottesdienst als Beitrag zur Erinnerungskultur** den Gottesdienstpreis 2017 aus.

Gemeinden und Einrichtungen aus den Kirchen der ACK sind eingeladen, **bis zum 31. Dezember 2016** Gottesdienste einzureichen, in denen das **Gedenken an historische Ereignisse oder Personen** inszeniert wird. Wie kann es in einem gottesdienstlichen Rahmen gelingen, eine theologische Perspektive auf die Licht- und Schattenseiten der Vergangenheit zu werfen und die Teilnehmenden existentiell anzusprechen?

Kriterien für die Vergabe des Preises sind:

- der theologische Gehalt sowie die ästhetische und sprachliche Qualität;
- der historisch sorgfältig recherchierte und kritische Umgang mit dem Ereignis;
- die Wahl passender, vertiefender oder kontrastierender biblischer Texte;
- die reflektierte Wahl eines Gottesdienstortes;
- die dramaturgische Gestaltung und ein angemessener zeitlicher Rahmen;
- Beteiligungsmöglichkeiten für Personen des öffentlichen Lebens, der Politik, der Kultur.

Die Gottesdienste, die nicht älter als fünf Jahre sein dürfen, sind in schriftlicher Form zu dokumentieren (max. 20 Seiten) und als Ausdruck sowie digitale Datei mit Ablaufplan und allen gottesdienstlichen Texten einzureichen. Darüber hinaus können konzeptionelle Überlegungen, eventuell wichtige Aspekte aus dem Vorbereitungsprozess (max. 5 Seiten) und ggf. ein Foto und mögliche Presseberichte hinzugefügt werden.

Der Preis ist mit 2500 € dotiert. Die Entscheidung der Jury ist unanfechtbar. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Mit der Einreichung wird einer möglichen Veröffentlichung zugestimmt. Anfragen und Einsendungen an die Stiftung zur Förderung des Gottesdienstes – Karl-Bernhard-Ritter-Stiftung, Ruhlstraße 9, 34117 Kassel.

Weitere Informationen finden Sie unter www.gottesdienst-stiftung.de